1,60 DM / Band 273
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark




Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 90




# Im Terrornetz der Monster-Lady

### John Sinclair Nr. 273

### Teil 1/2

***von Jason Dark***

***erschienen am 27.09.1983***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Im Terrornetz der Monster-Lady

**Sie hatte abgewartet, bis die Mordliga sich allmählich auflöste. Sie freute sich über den Tod der einzelnen Mitglieder und rieb sich die Hände, wenn sich Schwarzblütler gegenseitig vernichteten. Sie blieb im Hintergrund, aber sie war noch nicht aus dem Spiel. Das bewies sie urplötzlich, als sie mit einer Magie konfrontiert wurde, die aus der Urzeit stammte. Da begann Lupinas große Stunde…**

Schlagartig verstummten die Gespräche der Gäste. Eine unnatürliche Ruhe lag plötzlich über dem Raum. Selbst der Mann am Spielautomat ließ seine Hand mit dem Geldstück sinken und drehte sich erstaunt um.

Was er und die anderen sahen, war mehr als ungewöhnlich. Eine Frau hatte die Kneipe betreten. Und das kurz vor Mitternacht.

Allein dies wäre schon ungewöhnlich gewesen. Noch ungewöhnlicher war das Aussehen der Frau. Als klassische Schönheit konnte man sie zwar nicht bezeichnen, aber ihr Gesicht besaß einen gewissen Reiz, und die goldfarbenen Haare umspielten es. Man hätte auch blond zu dieser Farbe sagen können, doch im Licht der Lampe schimmerten die Haare wie Gold.

Die Fremde trug einen Mantel. Den modernsten Schnitt zeigte er nicht, aber darauf achtete auch niemand. Es fiel den Leuten nur auf, daß der Mantel bis zum Hals zugeknöpft war.

Die Frau blieb dicht hinter der Tür stehen und schaute sich um. Was sie sah, konnte sie sicherlich nicht ermutigend finden. Einen fassungslosen Wirt, der in seiner Pose eingefroren zu sein schien und eine Hand noch in ein Spülbecken getaucht hatte. Dann erkannte sie die Gäste. Einige Männer jeder Altersstufe, und sie sah einen Mann, der allein an einem viereckigen Tisch hockte, sein Kinn auf die Hände gestützt hatte und in ein leeres Glas starrte.

Die Frau bewegte sich auf ihn zu. Sie ging langsam und nahm von den anderen überhaupt keine Notiz. Die Gäste und der Wirt wunderten sich auch darüber, daß die Frau kein Wort sprach und auch einen beinahe lautlosen Gang besaß.

In der Tat war kaum etwas von ihren Schritten zu hören, als sie das Ziel ansteuerte.

Der Kerl am Tisch merkte nichts. Erst als die Frau dicht vor ihm stand, hob er den Kopf.

»Hallo«, sagte die Fremde.

Der Mann lächelte. Er erinnerte im Aussehen an einen Stadtstreicher.

Die Bartstoppeln bedeckten sein Gesicht, die Nase zeigte einen leicht roten Säuferfarbton, aber die Augen blickten klar, scharf und forschend in das Gesicht der Frau.

»Was ist denn los?« fragte er.

»Deine Zeit ist angebrochen.«

»Wieso?«

»Du mußt mit mir kommen«, erklärte die Frau und lächelte gewinnend. »Ich habe dich gesucht und gefunden.«

»Aber…« Der Mann lachte leise. »Ich sehe nicht ein, weshalb ich dich begleiten soll.«

»Weil es dir dein Blut befiehlt.«

»Mein was?«

»Dein Blut befiehlt dir, mit zu gehen und an meiner Seite zu bleiben.«

Endlich löste sich der Wirt von seinem Platz hinter der Theke. Er räusperte sich, als er den Bauch einzog und eine Respektsperson darstellen wollte. Denn so ging das nicht weiter. Auch in seiner miesen Kaschemme wurden keine Gäste belästigt, und angesprochen, wenn sie es nicht wollten.

»He, du!« Hinter der Frau blieb er stehen und tippte ihr auf die Schulter.

»So geht das aber nicht, daß du hier hereinkommst und meine Gäste ansprichst. Hier ist kein Bordell.«

Die Frau hatte bisher nicht reagiert. Auch als die Worte ausgeklungen waren, sagte sie nichts, sondern wandte sich an den Mann am Tisch.

»Kommst du nun mit oder nicht?«

»Mach den Gast nicht an!« regte sich der Wirt auf.

Er schaute nicht in die Augen der Frau. Denn dann hätte er das gelbe Funkeln sehen können, ein Zeichen, daß es ratsam war, sich nicht mit ihr anzulegen.

Der Mann war es, der die Lage entschärfte. Er drückte seinen Stuhl zurück und stand auf.

»Gut, ich gehe mit«, sagte er dabei und schaute den Wirt an. »Was habe ich zu zahlen?«

Er bekam den Preis genannt, den allerdings die Blonde beglich, was der Mann mit einem Nicken und der Wirt mit einem erstaunten Blick quittierte.

Die Frau schien eine regelrechte Macht über den Gast zu bekommen.

Der Wirt und auch die übrigen Männer schauten zu, wie beide das Lokal verließen.

Erst dann redeten sie. Jemand lachte hoch und schrill. »Träume ich, oder war das ein Spuk?«

»Nein, die waren echt.« Der Wirt schaute zu dem Tisch hin, wo der Gast gesessen hatte. »Da habe ich ihn gesehen.«

»Und auch das Weib«, sagte einer der anderen.

»Klar, die war ebenfalls keine Täuschung.«

»Mann, wo kommt die her?«

Der Wirt fühlte sich angesprochen und wollte auch eine Antwort geben.

Er hob nur die Schultern. Dann räumte er den Tisch leer, wo der Typ gesessen hatte.

»Mich würde mal interessieren, was die beiden da draußen jetzt anstellen«, klang es vom Spielautomaten her, und ein bärtiges Gesicht verzog sich zu einem Grinsen.

»Was macht man wohl in einer lauen Juninacht?« wurde der Bärtige gefragt. »Kannst dich nicht mehr daran erinnern, wie?«

»Unsinn, aber daran glaube ich nicht.«

»Was?«

»An die Nummer, die sie schieben sollen oder wollen.« Der Mann mit dem Bart schüttelte den Kopf. »Ich glaube, da steckt etwas anderes dahinter.«

»Und was, du Hellseher?«

»Keine Ahnung, aber ungewöhnlich ist es schon, wie die den Knaben angemacht hat.«

»Vielleicht kannte sie ihn von früher.« Der Bärtige hob die Schultern.

»Das sah mir nicht so aus. Jedenfalls interessiert mich die Sache. Ich werde mal nachschauen, ob ich etwas entdecke.«

»Spanner!« rief ein anderer. »Du Spanner…«

Der Bärtige blieb stehen. »Das hat damit nichts zu tun. Ihr könnt ja mitkommen.«

Das wollten sie auch nicht. Schließlich entschloß sich der Wirt, seine Kneipe zu verlassen. »Ich gehe mit«, erklärte er. »Dann sind wir schon zu zweit.« Er schloß die Kasse ab, weil Kontrolle besser ist als Vertrauen und nahm sogar einen Schlagstock mit, der unter der Theke lag.

»Was willst du denn damit?«

»Kann ja sein, daß es Ärger gibt. Um diese Zeit sind die Straßen immer ziemlich unsicher.«

»Na ja«, sagte der Bärtige. »Wenn du meinst…«

»Und wie.«

Sekunden später standen sie vor der Tür und schauten hinein in die Dunkelheit. Rechts von ihnen lag ein Schrottplatz. Dort roch es immer verbrannt, und auch in der Nacht trieb der Wind den Geruch von verbranntem Gummi heran. Vorn führte die Straße vorbei, auf der um diese Zeit kaum noch jemand fuhr. Daß sich überhaupt jemand in die Kneipe verirrte, war ein Wunder. Vielleicht lag es daran, daß dieses Lokal so abgelegen in einer miesen Gegend stand und die Gäste sich dort unbeobachtet fühlten.

»Siehst du was?« fragte der Wirt. »Nein, nicht.«

»Wo können die denn sein?«

»Es gibt noch freie Stellen auf dem Gelände der Firma. Ich kenne den Schrottplatz. Da kannst du deine Braut ins Gras legen und bist ungestört.«

»Und mußt über den Zaun klettern.«

»Na und? Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, oder wie sagt man«, kicherte der Bärtige.

»Die sahen mir nicht danach aus, als hätten sie was miteinander«, meinte der Wirt, schaute noch einmal in die Dunkelheit und gähnte. Als er den Mund wieder geschlossen hatte, brummte er: »Du kannst es nehmen wie ein Dachdecker, ich gehe jetzt rein und schmeiße euch raus. Ich bin müde und habe keine Lust mehr.«

»Lassen wir den beiden das Vergnügen«, sagte auch der Mann mit dem Bart. Er drehte sich ebenfalls um. Der Wirt hatte bereits seine Hand auf die Türklinke gelegt, als die beiden Männer plötzlich das schaurige Heulen hörten.

In der Bewegung erstarrten sie. Selbst bei diesen spärlichen Lichtverhältnissen war zu erkennen, wie blaß beide wurden, denn dieses Geräusch paßte nicht hierher.

Das Heulen war schlimm, zu vergleichen mit dem auf- und abschwellenden Ton einer Sirene. Es jagte schaurig durch die Nacht und hallte in unheimlichen Schwingungen weiter.

Dann verstummte es.

Die beiden Männer standen noch immer reglos. Der Wirt flüsterte nach einer Weile: »Als hätte ein Köter den Mond angeheult, so kam es mir vor.«

Der Bärtige deutete in den Himmel. »Der Mond ist da«, sagte er. »Sogar voll, aber einen Hund sehe ich nicht. Außerdem hört sich das Heulen eines Hundes anders an.«

»Woher weißt du das denn?«

»Ich hatte mal selbst einen.«

Von innen wurde die Tür aufgestoßen. Die letzten Gäste drängten ins Freie, blieben stehen und fragten: »Habt ihr das komische Heulen auch gehört?«

»Ja, zum Henker.«

»Was war das?«

»Ein Hund«, erwiderte der Wirt. Einer der Leute meinte: »Hört sich eher an wie ein Wolf. Ich habe so etwas mal in Kanada…«

Die anderen lachten. »Wolf, du Idiot? Wo soll der denn herkommen? In London gibt es keine Wölfe. Wenigstens keine vierbeinigen. Nein, das war ein…«

Aaaauuuuhhh…

Der Sprecher verstummte erschreckt, als er das Heulen abermals vernahm. Klagend durchschnitt es die Stille der Nacht, und die Töne zauberten eine Gänsehaut auf die Rücken der Männer. Sie schluckten, und sie hatten Angst, obwohl es keiner von ihnen zugeben wollte, aber das Gefühl stand in ihren Gesichtern geschrieben.

»Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu«, sagte der Bärtige. »Wir sollten mal nachschauen.«

»Sind wir Bullen?« fragte einer.

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Sollen die sich doch um so etwas kümmern.«

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Ihr könnt mich alle mal. Jedenfalls sehe ich nach. Will jemand mit?«

Einige wollten wohl, doch in diesem Augenblick hörten sie wieder das unheimliche Heulen, und da bekamen sie Angst vor der eigenen

Courage, so daß der Wirt nur in ablehnende Gesichter schaute. Bis auf den Bärtigen. Der nickte nämlich.

»Allright, Pete, dann gehen wir eben allein. Warte, ich hole nur mein Argument.«

»Dein was?«

»Meinen Schlagstock.«

Einer der Männer begann zu kichern. »Argument ist gut, wirklich. Sogar super.«

Die Leute verschwanden wieder in der Kneipe. Pete blieb stehen. Er zündete sich eine Zigarette an und schaute in die Nacht hinein. In dieser Ecke war es ziemlich dunkel. Hätte nicht die einsame Lampe über der Kneipentür gebrannt, wäre es sogar stockfinster gewesen. Auch Pete fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Irgendwie hatte er das Gefühl, einen Fehler zu begehen, wenn er jetzt mitging, aber er hatte sich einmal entschlossen, und dabei wollte er auch bleiben. Er nahm die Zigarette nicht aus dem Mund. Wie ein Glühwürmchen steckte sie zwischen seinen Lippen und leuchtete hin und wieder auf, wenn er daran zog.

Der Wirt kam zurück. Den Schlagstock hielt er in der rechten Hand. Die Waffe war mit einer Schlaufe versehen, die er um sein Gelenk geschlungen hatte. Der Mann grinste Pete an. »Jetzt werden wir mal sehen, wer da durch sein Heulen zu später Stunde die Leute noch aufschreckt.« Mit dem Stock schlug er in seine freie Linke, und es gab ein klatschendes Geräusch.

»Ein Wolf«, grinste Pete.

»Hör auf, Mensch! Hier gibt es keine Wölfe. Laß dir doch nicht einen solchen Quatsch einreden!«

»Aber so heult kein Hund. Ehrlich nicht.«

»Wir werden nachschauen.« Der Wirt ging drei Schritte und blieb stehen.

Dabei legte er den Kopf in den Nacken und schaute sich um. Jetzt glich er einem witternden Tier. »Es ist doch vom Schrottplatz her gekommen!«

»Wahrscheinlich.«

»Okay, dann gehen wir in diese Richtung«, erklärte der Kneipenbesitzer, während er unternehmungslustig seinen Schlagstock schwang und sich anscheinend auf eine Begegnung freute.

Pete hielt sich an seiner Seite. Die beiden Männer mußten um das alte Haus herum, in dem die Kneipe lag. An der Rückseite sah das Gebäude noch schlimmer aus. Dort war der Verputz längst abgeblättert, so daß die Steine zum Vorschein kamen.

An der Hauswand standen die Mülleimer. Daneben lagen alte Kisten und Kartons, zum Teil vom Regen aufgeweicht und nur noch als Matsch zu bezeichnen.

Ein Stück entfernt parkte der Wagen des Kneipeninhabers. Ein kleiner Kombi, mit dem er einige Dinge transportieren konnte. Er holte sich sogar selbst die Bierfässer aus der Brauerei.

Wildes Gras wucherte auf einem schmalen Pfad, den die beiden Männer gingen. Ihre Füße schleiften durch die Halme, zerdrückten sie, und hin und wieder stießen sie auch gegen herumliegenden Unrat.

»Wir hätten eine Taschenlampe mitnehmen sollen«, beschwerte sich Pete. »Hier kann man ja kaum etwas erkennen.«

»Ja, die habe ich vergessen.«

Links von ihnen glänzte etwas. Es war der Zaun, der den Schrottplatz umschloß. Als offizieller Eingang diente ein Tor. Es lag jedoch an der entgegengesetzten Seite des Areals. Trotzdem wußte der Wirt genau, wie er auf das Gelände kommen konnte. Nach etwa 50 Yards blieb er stehen und bückte sich.

Seine Hände faßten in das Drahtgitter, hoben es an, und so schuf er eine Lücke, durch die er sich winden konnte. Er betrat als erster den Platz und hielt die Öffnung für seinen Gast hoch.

Auch der schlüpfte hindurch.

»Und jetzt?« fragte der Bärtige.

»Machen wir einen Spaziergang zwischen lauter Blechleichen«, grinste der Wirt.

Er hatte kaum ausgesprochen, als sie abermals das Heulen vernahmen.

Diesmal in ihrer Nähe. Es klang so schaurig und unheimlich, daß beide zusammenzuckten und regelrecht Angst bekamen.

»Glaubst du noch immer an einen Hund?« fragte der Wirt, als das Heulen verklungen war.

Der Bärtige schüttelte den Kopf.

»Dann komm mit!«

»Hast du dir das wirklich gut überlegt?«

»Wieso? Wolltest du nicht?«

Pete hob die Schultern. »Ehrlich gesagt, Dick, mir kommt das Heulen nicht geheuer vor. Vielleicht ist das ein Tier aus dem Zoo ausgebrochen und…«

»Weißt du, wie weit der Zoo von hier entfernt ist?«

»Ich bin trotzdem skeptisch.«

»Aber ich gehe jetzt. Wenn du willst, kannst du ja hier stehenbleiben und auf mich warten.«

»Mitgefangen, mitgehangen«, sagte Pete und setzte sich gleichzeitig mit dem Wirt in Bewegung.

Sie wandten sich nach links. Von dort war das Geräusch auch aufgeklungen. Die alten Schrottautos waren zu gewaltigen Bergen aufeinandergestapelt worden, so daß diese künstlichen Hügel oft bizarre Formen annahmen. Der Platz wäre ein Mekka für jeden

modernen Bildhauer gewesen, um sich Anregungen zu holen.

Auf diesem Teil des Autofriedhofs brannte kein Licht. Erst weiter dem Eingang zu glitt ein bläulich schimmernder Schein über die Blechwracks.

Der Mond stand voll und reif am Himmel. Eine gelbe Zitrone, rund wie ein Ball und fahl leuchtend.

Pete schüttelte sich und flüsterte: »Richtig unheimlich ist das hier.«

»Hast du Angst?«

»Ein wenig schon.«

Der Wirt lachte und schlug mit dem Schlagstock gegen einen alten Autoreifen. »Die Blechwracks tun dir nichts, keine Sorge. Die sind tot und bleiben auch tot.«

»Und wer hat geheult?«

»Ein Auto bestimmt nicht.«

Die beiden Männer waren in eine Gasse aus aufgestapelten, alten Reifen getaucht. Sie bewegten sich dorthin, wo auch die große Preßmaschine stand und sich die blanken Skelette der Kräne in den dunklen Himmel reckten.

Uuuuaaahhhh…

Erschreckt blieben sie stehen, als ihnen wieder das Heulen entgegenklang. Jetzt waren beide ängstlich geworden. Sie liefen nur geduckt weiter, umrundeten noch ein Hindernis und besaßen einen guten Blick auf die große Fläche vor der Presse.

Der Mond badete diesen Teil des Schrottplatzes mit seinem unheimlich wirkenden Licht. Und er leuchtete auch die beiden Gestalten an, die sich genau im Zentrum aufhielten.

Die Augen der Männer wurden groß. Jeder wollte etwas sagen, aber keiner brachte einen Ton hervor. Pete faßte sich als erster. Er hatte Mühe, das Klappern seiner Zähne zu unterdrücken, als er flüsterte:

»Verdammt, das sind doch Wölfe…«

***

Von Dick, dem Wirt, bekam er keine Antwort. Der Mann umkrampfte nur den Griff des Schlagstocks fester, zudem fuhr seine Zunge aus dem Mund und strich nervös über die Lippen.

Hatte Pete nicht von Wölfen gesprochen? Das stimmte nur zum Teil, denn was die beiden Männer da sahen, waren Mutationen. Mischungen zwischen Mensch und Bestie.

Besonders fiel die Frau auf. Sie hatte ihren Mantel zur Seite geschleudert und präsentierte ihren nackten Körper.

Nackt war er schon, aber auch mit einem dichten, dunklen Fell bewachsen, auf das das Mondlicht einen silbrigen Schimmer gelegt hatte. Die Wölfin besaß ein menschliches Gesicht. Sie hatte ihren Kopf gedreht, und die beiden Männer sahen die gelblich schimmernden

Augen geradewegs auf sich gerichtet.
Sie mußten entdeckt worden sein, und beide spürten die Angst, die sie erfaßt hielt. Es war für sie ein unbeschreibliches Gefühl. Mit allem hätten sie gerechnet, nur nicht mit so etwas Schlimmem, und sie wagten kaum, Luft zu holen.
Das Gesicht eines Menschen, und der Körper gehörte einem Wolf. So etwas hatten sie noch nie gesehen, und sie wußten auch nicht, daß sie Lupina, der Königin der Wölfe, gegenüberstanden.
Bei ihr war der Mann aus der Kneipe.
Er hockte am Boden. Und er war es auch, der die seltsamen Schreie ausgestoßen hatte. Ruhig konnte er nicht sitzenbleiben. Er befand sich immer in Bewegung und badete sich im Licht des Erdtrabanten. Im Augenblick zuckte er hoch, streckte seine Arme aus, als wollte er den Mond greifen, heulte und drehte sich um seine eigene Achse, bevor er sich wieder auf die Erde warf und die beiden Männer zusehen konnten, wie bei ihm die Verwandlung weiter fortschritt.
Aus einem Menschen wurde die Bestie.
Ein Teil seines Körpers war bereits mit einem dichten Fell bedeckt. Es fehlten nur noch das Gesicht und auch die Arme. Auch diese Dinge blieben nicht mehr lange menschlich, denn das Tier in ihm gewann die Oberhand. Mit beiden Händen trommelte er auf den Boden, und es waren erst wenige Schläge vergangen, als sich aus den Händen bereits lange, spitze Krallen geformt hatten, mit denen die Bestie in den Körper eines Menschen schlagen und das Opfer reißen konnte.
Jetzt wühlte er den Boden auf. Staub wölkte in die Höhe, nahm den beiden Beobachtern sekundenlang die Sicht und hüllte auch die Werwölfin mit seinem Schleier ein.
Pete und Dick waren fasziniert. Obwohl sie liebend gern geflüchtet wären, war es ihnen nicht möglich. Sie blieben da und schauten dem unheimlichen Vorgang weiter zu.
Das Tier war wie von Sinnen. Es überrollte sich, hackte mit seinen Krallen in die Erde, riß große Brocken hervor, stieß seltsame, klagende Laute aus, und das Menschliche aus seinem Gesicht zog sich immer weiter zurück.
Die Fratze der Bestie kam zum Vorschein.
Da bildete sich eine Schnauze Ein gefährliches Gebiß leuchtete zwischen den beiden Kiefern, und die Augen zeigten eine kalte gelbe Farbe.
Ein unheimliches Wesen, das sich die Kleidung vom Körper fetzte und nur noch die Hose anbehielt. Es präsentierte den Zuschauern seinen fellbewachsenen Oberkörper und seine starken Muskeln, denn der Körper war gleichzeitig in die Breite gegangen.
Aus einem Menschen war ein gefährliches, raubtierhaftes Ungeheuer geworden, das nach seiner abgeschlossenen Verwandlung mit einem

Sprung auf die Beine kam.
Ein drohendes Knurren schwang den beiden Beobachtern entgegen, und es hörte sich sehr gefährlich an, so daß die Angst der Männer sich weiter steigerte.
Der Wirt fand seine Stimme zuerst wieder. »Wäre es nicht besser, zu verschwinden?« hauchte er.
Pete gab ihm keine Antwort. Er hatte die Hände geballt und staute unverwandt nach vorn, wo sich die Verwandlung des Menschen in den Wolf Ihn Ende zuneigte.
Ein Werwolf war geboren!
Für einen Moment blieb er stehen, bevor er den Kopf in den Macken legte, sein Maul weit aufriß und ein schauriges Heulen ausstieß. Diesmal besonders laut und kräftig. Er blickte direkt in den Mond und heulte diesen auch an.
Klagend fuhr der auf- und abschwellende Ton über den Schrottplatz. Die Männer bekamen einen Eindruck von dem, was Werwölfe so gefährlich macht. Aber sie wollten es nicht so recht glauben, obwohl sie es mit eigenen Augen sahen.
Das war zu unglaublich, einfach zu unwahrscheinlich, um es als Tatsache anzusehen. Die Zuschauer glaubten sich in einem Horror-Film.
Daß sie in der Wirklichkeit standen, konnten sie kaum fassen. Es war einfach zu schlimm Und der Wolf heulte weiter. Sein klagendes Lied tönte gegen den Nachthimmel und schien den Mond streicheln zu wollen. Wie ein lauter Triumph hörte es sich an, und es verstummte ebenso rasch, wie es aufgeklungen war.
Bisher hatten die beiden Bestien von den Zuschauern keine Notiz genommen.
Das allerdings änderte sich.
Plötzlich fuhren sie herum. Die Männer sahen die Blicke der Raubtieraugen auf sich gerichtet, und erst jetzt wurde ihnen richtig bewußt, in welch einer Klemme sie steckten.
Gnadenlos waren die Augen. Sie glitzerten kalt wie gelbes Eis. Es war ein Taxieren und Fixieren der Beute, denn so kamen sich die Männer auf einmal vor.
Beute für die Wölfe!
Sie schluckten, wußten genau, daß sie etwas tun mußten, aber sie schafften es nicht, sich zu bewegen und wegzulaufen. Wie angeleimt blieben sie auf der Stelle stehen.
Der Werwolf kam näher. Er riß seine beiden Kiefer auseinander, und die Reißzähne leuchteten so hell wie frisch gefallener Schnee. Dazwischen lag, einem langen Lappen ähnlich, die Zunge, die ebenfalls aus dem Maul schnellte.
Lupina, die Wölfin, stieß plötzlich ein drohendes Knurren aus. Für

einen Moment schienen ihre Augen noch stärker aufzuleuchten, dann fauchte sie dem anderen Wolf etwas zu.

Für ihn ein Startsignal.

Die beiden Männer konnten überhaupt nicht so schnell wegrennen, wie der Wolf bei ihnen war. Sie hörten noch das Klatschen der großen Füße auf dem Boden, dann tauchte die Gestalt wahrhaft riesig vor ihnen auf, und sie sahen ebenfalls die Pranken mit den gefährlichen Krallen.

Pete kam als erster an die Reihe. Er hatte sich zwar noch drehen können, das jedoch war alles. Fliehen konnte er nicht mehr, denn die Krallen waren schneller.

Und sie fanden ihr Ziel. Rasend war der Schmerz, den Pete fühlte, als die Klauen links und rechts des Halses in seine Schulter schlugen. Er wurde zurückgerissen, kippte nach hinten und genau gegen den Wolf, der ihn mit seinen starken Armen umfing, als wollte er mit ihm tanzen. Es wurde auch ein Tanz. Allerdings ein tödlicher. Ein häßliches Ratschen erklang, als das Hemd des Mannes in Fetzen ging und nur noch in mehreren langen, flatternden Streifen vom Körper hing. Die Krallen hatten gleichzeitig auch Haut mit aufgerissen. Als Pete nach unten starrte, sah er aus mehreren Wunden an seiner Brust das Blut rinnen.

Er begann zu schreien. Ein schriller, hoher, sich überschlagender Ton der Angst, der von dem nächsten Hieb erstickt wurde.

Pete gurgelte, warf die Arme nach hinten und stürzte schwer zu Boden.

Auf dem Rücken blieb er liegen. Für einen winzigen Moment starrte ihn der Werwolf an. Er sah das Blut, und seine Augen leuchteten noch stärker. Ein furchterregendes Knurren drang aus seinem Maul.

Gelblicher Geifer fiel in schweren Tropfen nach unten, und gleichzeitig ließ sich auch der Wolf fallen.

Ein letztes Entsetzen flackerte in den Augen des Mannes, dann verdunkelte der Schatten des Tierkörpers sein Blickfeld, und er spürte noch die elementare Wucht des Aufpralls.

Eine Gegenwehr erstickte der Werwolf bereits im Keim. Er war jetzt in seinem Element und wütete.

Nicht einmal einen Schrei konnte Pete noch ausstoßen, er starb lautlos unter den mörderischen Pranken der unheimlichen Gestalt.

Das alles war sehr schnell gegangen. Dick, der Wirt, hatte zugesehen.

Seine Augen waren übergroß geworden, er flatterte am gesamten Körper, und als sein Begleiter fiel, wobei der Werwolf sich zudem auf ihn stürzte, war ihm klar geworden, daß er hier nichts mehr machen konnte.

Gegen diese Kräfte kam er nicht an. Da half ihm auch kein Schlagstock, sondern nur noch eins.

Flucht!

Er schleuderte seinen Körper herum. Dabei wußte er nicht einmal, wohin er rannte, die Beine bewegten sich fast automatisch, nur angetrieben von der lebensbedrohlichen Furcht, die der Mann durchlebte. Wenn er rasch genug war, konnte er dem Grauen vielleicht entkommen.

Negativ zahlte sich aus, daß er zu lange unsolide gelebt hatte. Er stand nur hinter dem Tresen seiner Kneipe, rauchte viel, trank auch, und so etwas zehrt an der Kondition.

Er war nicht einmal 100 Yards gelaufen, als er bereits begann, schlapp zu werden. Der Atem pumpte, keuchend stieß er die Luft aus, sein Herz schien von einer unsichtbaren Hand zusammengepreßt zu werden, und die Schläge hämmerten in einem harten Rhythmus in seiner Brust.

War der Lauf am Beginn noch ziemlich gerade gewesen, so wurde er jetzt schon torkelnd. Auch der Kopf bewegte sich im Takt der Schritte, aber Dick schaute nicht, wohin er lief. Er stolperte prompt über alte Autoreifen, ruderte noch mit den Armen, konnte sich nicht mehr halten und krachte schwer zu Boden.

Ein stechender Schmerz zog durch die Knie bis hoch in den Oberschenkel. Gegen einen spitzen Stein war er gestoßen, und als er sich auf die Füße quälte, dabei mit dem linken Bein auftrat, knickte er sofort wieder zusammen.

»Verdammte Scheiße!« keuchte er und hätte heulen können vor Wut Nur humpelnd bewegte er sich weiter, warf einen Blick zurück, lauschte zudem, aber er hörte und sah nichts.

Die Flamme der Hoffnung vergrößerte sich wieder. Sollte er tatsächlich noch einmal Glück haben und dem Grauen entkommen können? Bisher war kein Verfolger auszumachen gewesen, allerdings wollte er nicht so recht daran glauben, daß man ihn laufen ließ. Schließlich war er ein Zeuge.

Egal, nur weiter.

Er wuchtete sich voran. An den aufgestellten Wrackbergen torkelte er vorbei, schaute sich um und suchte dann nach dem Loch im Zaun, wo er hindurchschlüpfen konnte.

Der Wirt war damit so sein beschäftigt, daß er auf seine Umgebung nicht mehr achtete.

Das war sein Fehler!

Die Werwölfin entdeckte er, als es längst zu spät für ihn war Sie hatte einen Bogen geschlagen, ihn dabei überholt und löste sich aus der Deckung eines Blechhaufens.

Wie ein Geist stand sie vor ihm.

Dick schrie vor Schreck auf, stoppte seinen Schritt und hob beide Arme, wobei der Schlagstock nach unten hing.

Vielleicht sollte es ein Lachen sein, das die Bestie ausstieß, aber es wurde nur ein fauchendes Geräusch, das sich zu einem schrillen Heulen steigerte.

Dick schüttelte den Kopf. »Nicht!« schrie er. »Nicht!« Er sah, wie die Wölfin ihre Arme hob und mit den Pranken nach ihm zielte.

Da schlug er zu.

Im letzten Moment hatte er sich wieder an seinen Schlagstock erinnert.

Schräg fegte er durch die Luft, und er klatschte gegen den Arm der Wölfin.

Das Geräusch tat dem Mann gut. Für einen Moment schöpfte er neuen Mut und Hoffnung, es gelang ihm sogar, noch mit einem zweiten Schlag die Bestie zu treffen, dann war es aus mit der Herrlichkeit.

Lupina ließ sich durch diese Dinge nicht abschrecken. Sie griff an. Und sie war schnell.

Der Wirt spürte den Aufprall, gleichzeitig hackten die Krallen der Bestie in seinen Körper, fetzten auch seine Kleidung auseinander und trafen die blanke Haut.

Dick begann zu schreien.

Und er schrie noch, als er längst am Boden lag und die Pranken der Bestie blutige Spuren zeigten.

Lupina wurde rasend.

Sie hieb und drosch zu. Es kam wie ein Rausch über sie, und die Urkraft der Wölfe schaffte sich freie Bahn.

Dick, der Wirt, starb. Es war ein sinnloser Tod, aber er hatte ihm nichts entgegensetzen können.

Als Lupina sich aufrichtete, glänzten ihre Augen wie im Fieberwahn. Nur ihr Gesicht war menschlich. Auf der blassen Haut hatten sich einige rote Spritzer verteilt. Als sie dann den Mund öffnete, hallte ihr schrilles Heulen weit über den alten Schrottplatz…

***

Wir hatten einiges hinter uns!

Nicht allein, daß wir eine neue seltsame Waffe besaßen - die goldene Pistole -, nein, mich hatte es zudem in eine Dimension der Ghoul-Parasiten verschlagen, wo ich einen gewissen Professor Chandler kennenlernte, der mir half, aus dieser Falle zu entkommen.

Anschließend hatten wir den Professor in Österreich besuchen wollen und waren in ein fantastisches Abenteuer hineingeraten. Durch eine Zeitmagie waren wir in die Urzeit der Erde versetzt worden und hatten harte Kämpfe bestehen müssen. Dabei war uns auch Professor Chandler begegnet, aber nicht der Mann, so wie wir ihn kannten, sondern als Bandor, der Dämonenjäger.

Der Professor hatte schon einmal gelebt. Und er hatte das auch stets gewußt. Es war zu seiner Lebensaufgabe geworden, sich mit diesem Problem zu beschäftigen. Der Erfolg gab ihm recht. Von zahlreichen seiner Kollegen belächelt, ging er seinen Weg und fand einen Zeittunnel, in den er einstieg, die Zeiten veränderte, so daß die Vergangenheit hervorgeholt wurde und er selbst nicht mehr als Professor Chandler zurückkam, sondern als Bandor, der Dämonenjäger.

Leider gelang es ihm nicht mehr, den Tausch wieder rückgängig zu machen, so blieb der Professor Chandler im Tunnel der Zeiten verschollen, während Bandor in der Gegenwart lebte.

Er kam überhaupt nicht zurecht. Und wir standen nun vor dem Problem, uns um ihn zu kümmern.

Das war eine Sache, die wir noch gar nicht überblicken konnten. Nach London hatten wir ihn geschafft, aber wohin mit ihm?

Suko wußte keinen Rat, ich ebenfalls nicht, bis uns Sir James auf die Idee brachte.

»Fragen Sie mal Ihren Freund Bill Conolly«, hatte er uns geraten. »Er ist doch so etwas wie ein Hüter seltsamer Gestalten.« Dabei dachte Sir James an die Wölfin Nadine Berger, die ebenfalls im Haus der Conollys lebte.

Wohl war mir bei der ganzen Sache nicht gewesen, aber ich hatte letztlich zugestimmt.

Bill zeigte sich sehr verständnisvoll, wollte aber zuvor mit seiner Frau Sheila reden. Das hatte er getan, und eine Stunde nach unserem ersten Gespräch erfolgte sein Rückruf.

»Ihr könnt kommen!«

Wir packten Bandor in meinen Bentley, kutschierten ihn durch halb London und brachten ihn zu den Conollys.

In deren Garten saßen wir jetzt.

Es war ein herrlicher Frühsommertag. Am Himmel stand eine blanke Junisonne und schickte ihre wärmenden Strahlen in unsere Gesichter.

Wir saßen im Garten und hatten eine Runde gebildet. Zwischen mir und Suko hockte Bandor, und es war fast selbstverständlich, daß niemand von uns einen Blick von ihm wenden konnte.

Er war ein Typ, wie man ihn wohl nicht mehr fand. Noch vor den ersten Menschen hatte er gelebt, und seine Abstammung war fraglich. Woher er kam, wußte er vielleicht, aber er konnte sich mit uns nicht unterhalten, weil er die Sprache nicht beherrschte. Kein Wissenschaftler hatte jemals so weit zurückforschen können, um die gesamte Wahrheit über die Entstehung der Erde zu erfahren.

Vor allen Dingen nicht, was das Menschsein anging, denn Bandor hatte ja vor der eigentlich Evolution der Menschheit gelebt.

Sein Haar war schwarz wie Kohle Da er den Oberkörper vorgebeugt

hatte, fiel es zu beiden Seiten seines Gesichts nach vorn und erinnerte an einen Vorhang. Bandor besaß einen kräftigen muskulösen Körper, und er konnte auch mit dem Schwert umgehen, das hatte er uns hinlänglich bewiesen, als er gegen Graax, einem Erzfeind, angetreten war, der auf einer Riesenschlange hockte.

Über das Schwert hatte ich mich auch gewundert, denn es bestand aus Metall.

Und dies noch vor der Steinzeit.

Also konnte Bandor nicht von unserer Welt abstammen. Seine Herkunft lag im Dunkel der Zeiten, wobei wir hofften, daß es uns gelang, ein wenig Licht in diese Schwärze zu bringen.

Sheila hatte sich zurückgezogen. Sie war sehr mißtrauisch gewesen, als sie Bandor zum erstenmal sah, und so etwas wie Furcht war in ihren Augen aufgeflackert.

Bill Conolly, im lockeren Sommeranzug, sah die Sache gelassener.

»Jetzt haben wir auch unseren Conan«, erklärte er breit grinsend.

So unrecht hatte er mit dieser Behauptung nicht, nur, würde sich Bandor an die Zivilisation gewöhnen können? Während wir uns unterhielten, stierte er zu Boden, er zeigte uns nicht sein Gesicht, und so sprachen wir an ihm vorbei.

Sheila kam zurück. Sie trug ein Tablett in beiden Händen. Darauf standen eine Kanne und mehrere Gläser. In der Kanne schimmerte rötlich gelber Obstsaft.

Auch Sheila war locker angezogen. Das Oberteil des luftigen Leinenkleids fiel schwingend bis an die Hüften, und die Bermudashorts leuchteten in einem strahlenden Marineblau.

Die langen Beine zeigten bereits die erste Gartenbräune, wie auch die bloßen Arme, auf denen die blonden Härchen wie ein goldener Flaum schimmerten.

Sheila stellte das Tablett auf den Tisch. Den Urzeit-Mann beäugte sie mit einem scheuen Blick. Unheimlich war er ihr schon, und es war fraglich, ob Sheila sich daran gewöhnen konnte, ihn als Gast in ihrem Haus zu wissen.

Johnny, das Kind der Conollys, hatte den Mann noch nicht gesehen.

Ebenso wenig wie Nadine, die Wölfin. Nadine befand sich im Keller, und Johnny war zu einer Geburtstagsfeier eingeladen. Sheila stellte die Gläser auf und warf Bandor einen fragenden Blick zu.

»Ich weiß nicht, ob er etwas trinkt«, sagte ich zu ihr. »Vielleicht nur Wasser.«

»Soll ich einen Eimer holen?« fragte Bill.

Ich mußte lachen. »Einen ganzen Eimer?«

»Warum nicht? Wer weiß, was der Knabe sonst alles zu sich genommen hat.«

Sheila ging wieder. Sie fühlte sich in der Nähe des Fremden

irgendwie unwohl. »Falls ihr noch etwas braucht, laßt es mich wissen«, rief sie über die Schulter zurück.

Wir nickten.

Eis war eine seltsame Szene. Niemand wußte so recht, was er sagen sollte. Ein jeder wartete darauf, daß der andere anfing. Schließlich bewegte sich Bill Conolly.

»Da ich hier der Gastgeber bin, will ich auch meinen Pflichten nachkommen«, erklärte er, beugte sich vor und griff zur Saft-Karaffe. Bill schenkte ein, grinste dabei und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte ich.

»Ich kann es noch immer nicht begreifen. Da sitzt hier ein Mensch, der aus einer Zeit stammt, die wir überhaupt nicht fassen können. Bandor, der Dämonenjäger. Hör mal, John, kann das nicht ein Vorgänger von dir gewesen sein?«

»Durchaus möglich.«

»Dann müßt ihr euch doch verstehen.«

»Wir haben uns auch nie gestritten, wenn du das meinst. Als wir aufeinander trafen, war es so etwas wie gegenseitige Anerkennung, die zwischen uns stand.«

»Und wo befindet sich Chandler?«

»Wenn ich das mal wüßte.«

»Dafür haben wir eine neue Waffe«, sagte Suko und wog die goldene Pistole in der Hand. Sie war sehr eckig und kantig, unterschied sich von den normalen Waffen völlig, und ihre Herkunft war ebenso rätselhaft wie die des Dämonenjägers. Suko hatte sie einem Ghoul-Parasiten abnehmen können, damit er nicht noch weiteres Unheil anstellte, denn die Waffe war mit einer seltsamen und unheimlichen Flüssigkeit geladen, die in der Lage war, den Menschen - ähnlich wie der Todesnebel - die Haut vom Körper zu lösen. Wir hatten die Opfer in der Londoner U-Bahn gesehen, und es war kein schöner Anblick gewesen.

Suko hütete sich natürlich, die Waffe einzusetzen, er ließ sie auch nicht aus den Augen, damit sie nicht in fremde Hände geriet. Wir tranken.

Noch immer saßen wir herum wie Figuren. Es wollte kein normales Gespräch aufkommen, und ich fragte mich zum wiederholten Male, ob es richtig gewesen war, Bandor mit zu den Conollys zu nehmen.

Plötzlich hob er den Kopf.

Dies geschah so schnell, daß ich erschrak. Saft schwappte über den Glasrand, wobei er außen entlanglief und meine Hände näßte. Was hatte ihn gestört?

Auch meine Freunde schauten sehr angespannt, und Suko saß lauernd, wie auf dem Sprung.

Bandor zeigte uns sein Gesicht. Sehr breitflächig war es. Von der

Hautfarbe her ähnelte er einem Südfranzosen oder einen Spanier, vielleicht noch einen Ton dunkler. Das Schwert hatten wir ihm abgenommen, jetzt war er waffenlos, aber er trug noch seine Kleidung, ein hosenähnliches Stück Stoff, das seine muskulösen Beine umspannte. Natürlich lief er barfuß, und im nächsten Augenblick öffnete er den Mund, wobei ein seltsamer krächzender Laut über seine Lippen kroch.

Tief atmete er ein. Sein gewaltiger Brustkasten geriet dabei in Bewegung. Er hob und senkte sich. Unter der Haut spielten die Muskeln, und witternd wie ein Raubtier bewegte er seine Nasenflügel. Irgend etwas störte ihn. Keiner von uns ließ ihn aus dem Auge. Seine Hände mit den breiten Gelenken öffneten und schlossen sich, mit einem Ruck warf er das pechschwarze Haar nach hinten und verließ mit zwei gleitenden Schritten unsere Runde. Auf dem Rasen blieb er stehen. »Da stimmt doch was nicht«, hauchte Bill Conolly, der genau auf den Mann achtete.

Auch ich war seiner Ansicht, unternahm jedoch nichts und behielt Bandor nur im Auge.

Plötzlich redete er. Es waren allerdings keine Worte, die er sprach, sondern seltsame Laute, deren Sinn uns nicht bekannt war. Aber er wollte, daß wir ihn verstehen, denn er drehte den Kopf und blickte uns der Reihe nach auffordernd an.

Plötzlich zitterte ein Schrei aus seiner Kehle. Es war ein gewaltiger Ruf, der nicht nur uns allein aufschreckte, sondern auch Sheila, die sich im Haus befand.

Sie rannte in den Garten und blieb dicht hinter der Tür stehen, als sie Bandor sah.

Er hatte jedoch für Sheila ebenfalls keinen Blick, sondern schaute zum dichten Gebüsch am Ende des Grundstücks hin. Auch wir drehten uns in diese Richtung.

Dort lauerte tatsächlich etwas. Jeder von uns konnte erkennen, wie sieh die Zeige bewegten, und daran trug nicht der leichte Wind die Schuld, der durch den Garten strich. Das hatte eine andere Ursache. Die sahen wir im nächsten Augenblick.

Plötzlich huschte ein Schatten aus den Büschen. Ein Tier mit braunrotem Fell und den Augen eines Menschen Nadine, die Wölfin! Und sie kannte nur ein Ziel: Bandor, den Dämonenjäger! Nadine war ungemein schnell.

Durch kräftige Sprünge wuchtete sie ihren Körper voran, und Bandor blieb stehen. Er breitete sogar seine Arme aus, um den Sprung der Wölfin abzufangen.

»Nadine!« schrie ich, und sprang aus dem Gartenstuhl. »Zurück, verdammt, komm zurück!«

Bisher hatte mir die Wölfin immer gehorcht. Diesmal jedoch

reagierte sie überhaupt nicht, sondern raste weiter vor und stieß sich zu einem letzten Sprung ab.

Die beiden Körper klatschten zusammen. Bandor wurde zwar etwas zurückgedrückt, er hielt sich jedoch auf den Beinen, wobei er mit seinen starken Armen den Körper der Wölfin umklammerte.

In den nächsten Sekunden erlebten wir etwas, das über unser Begriffsvermögen ging. Die Wölfin und Bandor, der Dämonenjäger, begrüßten sich wie alte Freunde.

Aus dem Maul der Wölfin fuhr die Zunge, und sie leckte das Gesicht des Fremden ab.

Wir waren perplex, sprachlos, völlig überrascht. Diese große Begrüßungsszene deutete daraufhin, daß Nadine Berger, die Wölfin, und Bandor sich kannten. Aber wie war das möglich? Bandor hatte vor zigtausenden von Jahren einmal gelebt. Nadine Berger war ein Mensch aus der Gegenwart gewesen, bis ihre Seele in den Körper eines Wolfes gelangte und sie von den Conollys aufgenommen wurde. All dies schoß mir durch den Kopf, als ich sah, wie sehr die beiden aneinanderhingen.

Schließlich sprang Nadine zu Boden und umkreiste den Mann. Sie leckte auch gegen seine Beine, stieß seltsame Laute aus, die ich nie gehört hatte, und Bandor antwortete in derselben Art.

Verstand er die Sprache der Tiere? Der Wölfe vielleicht?

»Das ist doch nicht möglich«, hörte ich meinen Freund Bill Conolly flüstern. »Ich glaube, ich stehe im Wald. So etwas kann es nicht geben. Das ist irre. John, sag du was!«

Ich hob nur die Schultern. Auf dieses Verhalten der Nadine Berger konnte ich mir keinen Reim machen. Ich war ebenso überrascht wie auch meine Freunde.

Suko schwieg. Ein paarmal nur räusperte er sich, mehr allerdings tat er nicht.

Allmählich beruhigte sich Nadine Berger wieder. Sie kauerte sich zu den Füßen des Mannes zusammen, strich mit dem Kopf gegen seine Waden und kuschelte sich auf seine nackten Füße.

Wir hörten Schritte. Sheila Conolly kam in den Garten. Staunen stand in ihren Augen. Zudem war sie blaß geworden, weil sie es einfach nicht fassen konnte.

»Was hat Nadine denn?« fragte sie mich.

»Kann ich dir auch nicht sagen.«

»Ob die sich kennen?«

»Sieht so aus.«

Bisher hatte sich Bandor relativ ruhig verhalten. Das änderte sich nun, denn er begann aufgeregt umherzulaufen. Dabei schaute er mal zu Boden, dann wieder auf Nadine und plötzlich stoppte er, wobei er seine Blicke diesmal auf uns richtete.

Wir alle sahen sein Gesicht, und wir alle erkannten auch, wie er seinen Mund öffnete.

Die Augen nahmen dabei einen suchenden Ausdruck an, wobei ich das Gefühl hatte, als würde er versuchen, sich an irgend etwas zu erinnern, das in ferner Vergangenheit lag. Aber was konnte dies sein? Ein paarmal setzte er an, schaffte es leider nicht, Worte auszustoßen. Bis es ihm plötzlich gelang, und die Überraschung legte uns fast lahm. »Gefahr!« sagte er, »Gefahr!«

***

Wir blieben sitzen, als wären wir mit unseren Stühlen verwachsen.

Niemand von uns erwiderte etwas, zu sehr hatte uns die Reaktion dieses Urmenschen getroffen. Er konnte also sprechen, redete in unserer Sprache, nur mit der Stimme eines anderen.

Sehr deutlich hatte ich sie gehört, und sie war mir auch in Erinnerung geblieben. Es lag noch gar nicht so lange zurück, daß ich sie vernommen hatte. Erst bei unserem letzten Fall in Österreich, denn mit dieser Stimme hatte Professor Chandler gesprochen.

Und nun redete Bandor, in genau diesem Dialekt. Unvorstellbar. Ich spürte, daß mir der Schweiß ausbrach, sogar Suko, der sich immer gut beherrschen konnte, faßte dieses Phänomen nicht. Er schüttelte den Kopf, und Bill Conolly stieß prustend die Luft aus. »Wie kommt es, daß er plötzlich sprechen kann?« fragte mich der Reporter.

»Das ist nicht er.«

»Sondern?«

»Professor Chandler.«

»Ach du gütiger Himmel!« Bill Conolly schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Das kann doch nicht wahr sein.«

»Es stimmt aber.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht, Bill. Ehrlich nicht. Ich stehe selbst vor einem Rätsel.«

»Das Bandor unter Umständen aufklären kann«, fügte mein Freund Suko hinzu. Er wandte sich an ihn. »He, Bandor, verstehst du mich?«

Der Urweltmann hörte ihn zwar, aber er gab keine Antwort. Er hatte nichts begriffen, also klaffte in seiner Erinnerung eine große Lücke.

Irgendwas mußte ihn gestört haben. Sein Gesicht veränderte sich auch.

Die Züge wirkten nicht mehr so angespannt wie zuvor. Er schob die Schultern vor, ging zwischen Suko und mir her, trat an den Tisch und nahm die Karaffe mit dem Obstsaft. Er benötigte nur eine Hand, um sie an die Lippen zu setzen. Mit einem Schluck leerte er sie und stellte sie wieder hart zurück.

Nadine Berger hatte bisher im Gras gehockt. Jetzt erhob sie sich und

tappte zu ihm.

Bandor hob die Hand. Er preßte den Ballen gegen seinen Kopf, die Lippen bewegten sich, und jeder von uns ahnte, daß wieder ein Stück Erinnerung zurückkehren würde.

Dann sprach er. Seine jetzigen Worte überraschten uns noch stärker als die ersten.

»Bevor die Menschheit war, waren schon die Wölfe!«

Ein Satz wie eine Sprengladung. Trotz der Wärme rann es kalt meinen Rücken hinab. Diesen Satz hatte ich schon gehört. Er hing mit Lupina zusammen, vielleicht jetzt auch mit Nadine oder dem Fenriswolf. Ich erinnerte mich an das Abenteuer in der Türkei, als ich Nadine Bergers Geist gesehen hatte, der über dem Körper schwebte. [1] War auch sie in diesen Kreislauf eingefangen?

Das wäre ja ungeheuerlich gewesen.

Tief holte ich Luft, während ich mich mit einer konkreten Frage an den Dämonenjäger wandte: »Was bedeutete das, was du eben gesagt hast, Bandor? Bitte, sprich!«

Bandor redete nicht. Er schüttelte nicht einmal den Kopf, sein Gesicht veränderte sich und nahm einen stumpfen Ausdruck an. Dann drehte er sieh um und ging.

Verfolgt wurde er von unseren Blicken, wie er quer über den Rasen schritt und sich am Ende des Grundstücks auf den Boden kauerte, wobei die Zweige eines Buschs seinen Rücken kitzelten.

Da blieb er sitzen, rührte sich nicht und starrte dumpf ins Leere.

Bill Conolly schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, so daß die Gläser hüpften. »John, ich sage dir etwas. Da ist einiges im Busch. Du kannst dich drauf verlassen.«

»Scheint mir auch so. Nur - was?«

»Das muß mit den Wölfen zusammenhängen«, meinte Suko. »Vielleicht sogar mit den Urwölfen, mit deren Entstehung. Nicht umsonst hat er diesen Satz gesagt.«

»Mir machte Bandor auf jeden Fall Angst«, erklärte Sheila und schüttelte sich.

»Er ist harmlos«, schwächte Bill ab. »Solange du ihn nicht zum Feind hast, wird er dir nichts tun.«

»Ich fürchte ihn trotzdem.« Sheila wollte noch etwas hinzufügen, im Haus jedoch läutete das Telefon.

»Der Anruf gilt bestimmt euch«, meinte Bill.

Er hatte sich nicht geirrt. Sheila kam plötzlich, blieb in der offenen Tür stehen und winkte. »John, es ist Sir James.«

»Das bedeutet Arbeit«, sagte Suko. Er stand gleichzeitig mit mir auf, während ich schnell ins Haus lief und den Hörer an mich nahm.

»Haben Sie Bandor gut untergebracht?« hörte ich die Stimme meines Chefs.

»So einigermaßen.«
»Bleibt er denn bei den Conollys?«
»Er muß.«
»Das ist günstig. Ich brauche Sie nämlich. Man hat am heutigen Morgen auf einem Schrottplatz zwei Leichen gefunden, die sollten Sie sich anschauen.«
»Gibt es etwas Besonderes dabei?«
Sir James stieß ein leises Lachen aus. »Das kann man wohl sagen. Ich entnehme dem ärztlichen Untersuchungsbefund, daß die beiden Männer unter den Prankenhieben eines Raubtiers gestorben sein müssen.«
»Kann es auch ein Werwolf gewesen sein, Sir?«
»Daran dachte ich ebenfalls.«
»Wir kommen sofort«, erklärte ich, denn gegen Wölfe und alles, was damit zusammenhing, war ich allergisch.
»Wie lautet die genaue Adresse?«
»Da brauchen Sie gar nicht hin. Oder erst einmal nicht. Fahren Sie ins Schauhaus oder setzen Sie sich mit dem zuständigen Leiter des Reviers in Verbindung. Der kann Ihnen mehr sagen.«
»Geht in Ordnung, Sir.«
Nach dieser Antwort legte ich auf und verließ den Raum.
Wieder im Garten, berichtete ich meinen Freunden von dem Gespräch mit Sir James.
Es wußte natürlich keiner eine direkte Lösung. Bill Conolly meinte nur:
»Raubtiere vermutet man. Das können auch Wölfe gewesen sein. Ich denke da an eine spezielle Art von Wölfen.«
Er brauchte nicht hinzuzufügen, welche er da meinte. Wir wußten auch so Bescheid.
»Vielleicht wollte uns Bandor davor warnen«, vermutete Suko. »Er hat zudem das Wort Gefahr formuliert. Oder liege ich da so falsch mit meinen Vermutungen?«
Ich schüttelte den Kopf. Auch Bill schloß sich meiner Ansicht an. »Es ist alles möglich«, erklärte ich. »Wahrscheinlich können wir uns auf die tollsten Überraschungen gefaßt machen.«
»Zudem haben wir lange nichts mehr von Lupina und ihrem Söhnchen Orapul gehört«, warf Suko ein.
Ich hob beide Arme. »Laß sie ja in Ruhe. Mir hat der Rest der Mordliga völlig gereicht. Lupina kann ich vergessen.«
»Aber sie wird es nicht.« Ich schlug meinem Partner auf die Schulter.
»Wir sehen uns erst einmal die Toten an. Vielleicht finden wir noch irgendwelche Hinweise.« Ich drehte mich Bill Conolly zu. »Und gib du gut auf deinen Gast acht. Du weißt, er ist ein wenig schwierig.«
Bill schaute zu ihm hin. Bandor und Nadine Berger hockten

zusammen.
Der Reporter grinste. »Mir kommt es vor, als hätten sich die beiden ineinander verliebt.«
Eine Antwort erwartete er wohl nicht.
Suko und ich verließen rasch das Haus und stiegen in den Wagen.
Es wurde eine Fahrt in das östliche London, wo sich die Industrie ausgebreitet hatte. Natürlich lebten hier Menschen zwischen den Fabrikgebäuden, zumeist in grauen Hochhäusern oder Vorkriegsbauten.
Die Gegend sah entsprechend düster aus. Auch der Sonnenschein konnte sie kaum erhellen.
Das Revier lag mitten in der Szene. Wegen des sommerlichen Wetters stand die Eingangstür weit offen. Wir hörten die Stimmen bis auf die Straße. Ich hätte mit den Kollegen nicht gern getauscht. Sie mußten sich um betrunkene Jugendliche kümmern und gleichzeitig um drei Strichmädchen, die das Theater machten. Eine hatte ein blutverschmiertes Gesicht und preßte ein Taschentuch gegen die Nase, während sie oben ohne war, denn die zerfetzten Träger eines billigen Kleides hingen traurig nach unten.
Wir wiesen uns aus und ließen uns den Weg zu dieser Kneipe, wo alles seinen Anfang genommen hatte, erklären.
Suko und ich waren übereingekommen, erst dort eine Befragung durchzuführen, bevor wir ins Schauhaus fuhren.
Wir bedankten uns für die Auskünfte und gondelten los. Schon bald erreichten wir den Schrottplatz. Er lag auch nicht weit von einer Bahnlinie entfernt, wo der Güterverkehr rollte.
»Dann muß hier in der Nähe auch die Kneipe sein, wo alles seinen Anfang genommen hat«, sagte Suko.
Wir fuhren am Schrottplatz vorbei und erreichten den alten Bau. Als ich den Bentley anhielt, erschien in der offenen Tür der Wirt: Sein Gesicht verzog sich. Er schien uns den Beruf anzusehen, anscheinend mochte er keine Polizisten.
Wir stellten uns vor.
»Ich bin nicht der Wirt«, klärte er uns sofort auf.
»Wer dann?«
»Sein Bruder.«
»Aha. Und können Sie uns sagen, was gestern alles passiert ist?«
»Nein.«
»Wieso nicht?« fragte Suko.
»Ich war nicht dabei.«
Wir waren nicht in das Lokal gegangen, standen vor der Tür und forderten den Mann auf, uns trotzdem alles zu erzählen. Es hatte sich natürlich herumgesprochen, was vorgefallen war, und wir konnten Sir James für den Tip mit dieser Kneipe dankbar sein, denn als wir

erfuhren, wer zu dieser späten nächtlichen Stunde das Lokal betreten hatte, gab es nur eine Lösung.

Lupina!

Als Werwölfin kam keine andere in Frage, denn sie allein hatte langes blondes Haar, und wahrscheinlich hatte sie auch die Männer getötet.

»Sie ging also auf einen Gast zu.«

Der Mann nickte. »Klar, das sagte ich.«

»Kennen Sie den Namen?«

»Meinen Sie den Typ, der angesprochen wurde?«

»Richtig.«

»Der heißt Roscoe Gable. Wie der berühmte Filmstar. Nur einen anderen Vornamen.«

»Und was wissen Sie von Roscoe?« fragte Suko.

»Nicht viel. Er kam öfter her und hat einen getrunken. Ich habe mit ihm auch hin und wieder gespielt. Das ist alles.«

»Hatte er Arbeit?«

»In der letzten Zeit nicht.«

»Womit verdiente er sein Geld?«

Der Mann vor uns grinste. Wir waren sicher, daß er es wußte, dennoch stritt er es ab. »Tut mir leid, aber das kann ich euch auch nicht sagen. Er hat nie eine Rechnung hinterlassen und konnte immer alles bezahlen.«

»Hatte er Familie?«

»Ja, eine Frau.«

»Und die wohnt?«

»Meist geht sie wohl auf den Strich, wie ich hörte. Ist aber nur ein Gerücht. Ich selbst habe noch nicht mit ihr…«

»Danke, das reicht«, sagte ich und hob die Hand. »Wir wollen nur die Adresse haben.«

Die bekamen wir auch. Allerdings nur den Namen der Straße. Die genaue Hausnummer wußte der Knabe angeblich nicht. Wir bedankten uns trotzdem und verschwanden.

»Was sagst du dazu?« fragte Suko, als wir wieder im Auto hockten.

»Die Spuren deuten eindeutig auf Lupina hin.«

Der Inspektor nickte. »Der Ansicht bin ich auch. Also ist sie wieder aktiv geworden. Wenn man nur erfahren könnte, was sie vorhat. Damit wäre uns schon viel geholfen.«

Da hatte mein Freund ein wahres Wort gesprochen. Lupina gehörte zu den unbekannten Größen in unserer Rechnung. In der letzten Zeit hatte sie sich zum Glück zurückgehalten, und uns waren einige Erfolge vergönnt gewesen. Ich brauche da nur an die Vernichtung von Lady X und Vampiro-del-mar zu denken.[2] Als wir in die Straße einbogen, wurde soeben der Müll abgeholt. Der große Wagen versperrte uns die

Weiterfahrt. Wir fuhren links ran und stellten den Bentley ab.
Die Mordliga hatte praktisch aufgehört zu existieren. Nur einer war noch übriggeblieben. Xorron.
Lupina hatte sich sowieso von der Mordliga getrennt. Sie wollte ihre eigenen Wege gehen. Wie Lady X, so träumte auch sie von einer gewaltigen Allianz. Bei ihr jedoch waren es Werwölfe. Sie wollte diese vereinigen und ihre Königin sein.
Lady X war es nicht gelungen, ihren Traum in die Tat umzusetzen. Sie lag in Rumäniens kalter Erde und war sicherlich längst nur noch Staub und Asche. Bei Lupina sah es anders aus. Sie ging mit einer ungeheuren Zielstrebigkeit vor und besaß zudem noch den Vorteil einer Doppelexistenz. In ihrem Körper existierten zwei Wesen. Sie selbst und Luparo, ihr Sohn. Sie konnte sich praktisch zweiteilen und widerstand selbst geweihten Silberkugeln, wie Lady X es damals erlebt hatte. Ich hielt Lupina für gefährlicher als die Vampirin.
Es wäre natürlich toll, wenn es uns gelänge, sie auszuschalten. Dann konnten wir uns auf die anderen großen Probleme konzentrieren, wie die Großen Alten, zum Beispiel.
Da Lupina diesen Roscoe Gable geholt hatte, mußte sie mit ihm in irgendeiner Verbindung stehen. Oder zumindest eine gemeinsame Plattform oder Basis besitzen. Ohne Grund oder ohne Motiv taten auch Dämonen nichts, das hatten wir längst herausgefunden.
Als vornehm konnte man die Gegend wirklich nicht bezeichnen, in der Gable wohnte. Eine typische Industriesiedlung, in der sich die Anzahl der Fabriken mit denen der Wohnhäuser die Waage hielt. Unser Bentley fiel auf, obwohl er fast zehn Jahre auf dem Buckel hatte.
Eine Auskunft bekamen wir erst, als ich etwas Geld lockermachte. Da sagte man uns, wo Gable wohnte.
»Aber Judy ist heute nicht in Form«, erklärte uns ein Knirps und grinste wissend.
Wir gingen.
Das Haus war von der Sonne nicht nur außen, sondern auch innen aufgeheizt worden. Die Luft im Flur konnte man schneiden. Sie war stickig und heiß, obwohl Durchzug herrschte.
In der ersten Etage, wo Judy Gable wohnte, wurde es noch schlimmer.
Da bekamen wir kaum Luft, und vor einer verschlossenen Tür blieben wir stehen und klopften.
Ein altes Messingschild war an die Tür geschraubt worden. Wir lasen den Namen Gable.
Suko klopfte.
»Ich bin jetzt nicht in Form!« quietschte eine Stimme. »Hau ab und komm später wieder!«

»Machen Sie keinen Unsinn, Mrs. Gable, und öffnen Sie!« verlangte mein Freund.

»Das hört sich nach Bullen an. Shit, auch! Warum muß mir das immer passieren. Ich weiß doch nicht, wo mein Alter ist, und ich habe auch mit den Morden nichts zu tun.«

»Sie können trotzdem öffnen.«

»Ja, ja, Mann.«

Sekunden später war die Tür offen, und wir standen Judy Gable gegenüber. Die Ginfahne wehte uns entgegen. Wäre sie sichtbar gewesen, hätte sie Judy sicherlich eingehüllt. Die Frau trug einen engen weißen Pullover und glänzende, rote Shorts. Die kurze Hose saß hauteng. Judy war nur etwas für solche Kunden, die barocke Formen liebten. Ihr Gesicht erinnerte mich ein wenig an das der Filmschauspielerin Liz Taylor. Obwohl Judy jünger war als sie, sah sie älter aus.

Das machte ihr Leben.

Sie strich sich mit fünf Fingern durch ihr schwarzes Haar, stand ein wenig schwankend da und schaute uns aus trüben Augen an. Die Wimperntusche war verlaufen, das Gesicht sah entsprechend aus, und wir betraten das Zimmer.

Dort war es noch heißer. Es stank nach Gin und nach billigem Parfüm.

»Es sind nur zwei Räume«, sagte sie mit schwerer Zunge. »Die Küche und das Arbeitszimmer.«

»Wieso Arbeitszimmer?« fragte ich.

Sie kicherte. »Schlafzimmer, du Hirnie.«

»Ach so.«

Wir blieben in der Küche. Der Fernseher lief. Allerdings war der Ton abgestellt worden. An einem wackligen Tisch nahmen wir Platz. Auf der Platte lag Staub, in einem Waschbecken stapelte sich das Geschirr, und der Küchenschrank besaß nur drei Beine. Er sah aus, als würde er jeden Moment umkippen.

»Was wollt ihr wissen?«

»Erzählen Sie uns was von Ihrem Mann!« forderte ich sie auf.

Judy ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Von Roscoe, diesem alten Affenkopf?«

»Den meinen wir.«

Sie schüttelte den Kopf und nahm einen Schluck aus der Flasche. »Da gibt es nicht viel zu erzählen, wirklich nicht. Der alte Roscoe ist ein Idiot.«

»Sie haben ihn aber geheiratet«

»Vor fünf Jahren war er noch besser. Da gehörte er zu den Typen aus der Szene, aber jetzt…«

»Ist er verschwunden«, erklärte Suko. »Können Sie uns vielleicht

sagen, wo er steckt?«

»Nein.«

»Er ist von einer blondhaarigen Frau aus der Kneipe abgeholt worden«, erklärte ich und fügte die Beschreibung hinzu. »Kennen Sie diese Person vielleicht?«

Sie kicherte und wollte wieder trinken. Suko nahm ihr die Flasche ab, was sie mit einem wütenden Kiekser quittierte. Sie drehte sich auf dem Stuhl und schlug die Beine übereinander. »Roscoe ist ein Lumpenhund. Aber seit wann steht er auf blond?«

»Das wollen wir von Ihnen wissen.«

»Keine Ahnung.«

Ich wechselte das Thema. »Hat er sich in der letzten Zeit vielleicht irgendwie verändert?«

»Wie?«

»War er anders?«

Sie nickte. »Schon, ja. Er ging öfter weg.«

»Und wohin?«

Sie lachte breit. »In die Kneipe, Mann.«

»Sonst ist Ihnen nichts aufgefallen?« erkundigte sich Suko.

Judy Gable wandte ihm ihr Gesicht zu. »Nein, mein kleiner Chinamann, nichts Besonderes, wenn man mal davon absieht, daß mein Alter gesponnen hat.«

»Wieso?«

Sie kicherte und lehnte sich lässig zurück. Dabei sprengte ihr Busen fast den Pullover. »Roscoe war, na, wie soll ich sagen, ja, er war ein Vollmond-Fan. Verstehen Sie?«

Wir ahnten es zwar, schüttelten dennoch die Köpfe. »Erklären Sie es uns«, bat ich und lächelte.

Sie klatschte in die Hände. »Blöd, dieser alte Bock, unheimlich blöd. Immer wenn Vollmond war, kriegte der es in den Kopf. Dann rannte er los.«

»Wohin?« fragte ich.

»Nach draußen, den Mond anschauen.«

»Und was war dann?«

»Nichts. Er kam zurück, wenn es hell wurde. Wenn ich ihn fragte, grinste er nur und sprach von dem Blut der alten Rasse. Alles Quatsch.« Sie winkte ab. »Ich weiß es auch nicht mehr so genau, ehrlich nicht. Es ist mir auch egal.«

»Hat er ein bestimmtes Ziel gehabt, wenn er wegging?« fragte Suko.

»Die Kneipe.«

Ich grinste. »Sie wollen mir doch nicht sagen, daß er sich von der Kneipe aus den Vollmond angeschaut hat.«

»Nein, das nicht.«

»Und von wo aus hat er den Mond betrachtet?«

»Draußen war er dann. Ein Bekannter hat ihn mal am alten Klärwerk gesehen. Vielleicht hat er sich dort hingehockt.«

»Wo liegt das Klärwerk?«

»Vielleicht 'ne Meile von hier. Wo so etwas wie ein Wald beginnt. Die wollten damals mal eine grüne Lunge schaffen. Haben es aber aufgegeben, weil sie kein Geld mehr hatten. Da wurde er gesehen.«

Der Tip war vielleicht nicht schlecht. Jedenfalls wollten wir uns dort einmal umschauen.

»Wissen Sie sonst noch etwas?«

Suko bekam einen verhangenen Blick zugeworfen. »Nein, nichts. Überhaupt nichts. Durch das Verschwinden meines Alten habe ich nur Ärger. Verdienstausfall und so.«

»Tut uns leid.«

Sie lächelte plötzlich und strich mit beiden Händen über ihren Oberkörper. »Das braucht euch gar nicht leid zu tun. Ich habe hin und wieder auch einen Bullen unter meinen Kunden, und die fühlen sich bei mir immer sehr wohl. Bullen bekommen bei mir Rabatt.«

Ich schaute sie an. »Darf ich Ihnen einen Rat geben, Judy?«

»Aber immer:«

»Kochen Sie sich einen Kaffee.«

Ihr Gesicht verzog sich. »So etwas kann auch nur von einem Polizisten kommen. Mann, haut endlich ab!« Sie griff wieder zur Flasche. Diesmal hatten wir nichts dagegen.

Sie trank noch, als wir bereits aufgestanden waren und die Zimmer verlassen hatten. Im Flur stank es weiterhin. Jetzt hörten wir sie auch schimpfen. Das kümmerte uns nicht.

Hintereinander sehritten wir die Treppe hinab. »Von dem Klärwerk habe ich zuvor noch nie etwas gehört«, sagte Suko. »Du vielleicht, John?«

»Nein.«

»Sollen wir sofort hin?«

»Ich will mir erst die Leichen anschauen.«

Das taten wir auch. Die Toten waren im Kühlhaus des Yard aufgebahrt worden. Man hatte sie mit einem Gummilaken bedeckt. Ein Arzt führte uns hin. Er schüttelte permanent den Kopf. »So etwas habe ich selten gesehen«, sagte er mit rauher Stimme. »Das müssen Bestien gewesen sein.«

»Wahrscheinlich«, gab ich ihm recht.

Es war kalt hier unten. Mir lief ein Schauer über den Rücken, und wenig später sahen wir die Toten.

Wir warfen nur kurze Blicke auf die Körper, dann deckte sie der Arzt wieder zu.

»Und?« fragte er.

»Der Verdacht scheint sich zu bestätigen«, erklärte Suko. »Das sind

bestimmt Werwölfe gewesen.«
»Wenn Sie das sagen.«
»Glauben Sie uns nicht?«
»Es fällt mir schwer.«
»Uns auch, mein Lieber, das können Sie mir abnehmen.«
Wir sprachen auch noch mit Sir James Powell. Auch er sah ein, daß die Spur heiß war, und natürlich war er einverstanden, daß wir uns das Klärwerk näher anschauten. Durch einen Anruf bei den zuständigen Stellen erfuhren wir mehr darüber.
Es war tatsächlich stillgelegt worden, weil man drei Meilen entfernt ein neues gebaut hatte. Durch irgendeine Fehlplanung der zuständigen Beamten war es so gelaufen. Jetzt stank es vor sich hin und verschandelte die Gegend.
»Ist ja eigentlich ein idealer Unterschlupf für unsere Freunde«, bemerkte Sir James.
Da stimmten wir ihm zu. Beide waren wir gespannt, was uns dort erwartete…

***

Eine Steintreppe führte im geschwungenen Bogen in die Tiefe. Von oben aus war sie kaum zu sehen, weil dichtes Buschwerk vor dem Eingang wucherte, aber wer den Fleck kannte, dem bereitete es keine Schwierigkeiten, die Treppe zu finden.
In dieser Gegend wohnte niemand. Der Fluß befand sich nicht weit entfernt, und für das alte Klärwerk interessierte sich auch kaum ein Mensch. An den Bunker dachte ebenfalls niemand. Er war noch vor dem Zweiten Weltkrieg gebaut worden, als die Zeiten allmählich schlechter wurden und es nach Krieg roch.
Die Männer, die den Bunker damals fertiggestellt hatten, waren verwundert gewesen, als sie in der Tiefe etwas Seltsames fanden. Ein regelrechtes altes Bauwerk, das aus einer längst vergangenen Zeit stammte, aber sehr gut erhalten war. Sogar die hohen Stützsäulen standen noch und hielten die Decke.
Wer früher dort gewohnt hatte, dafür interessierten sich die Bauarbeiter nicht. Sie sorgten nur dafür, daß brüchige Stellen ausgebessert wurden und die Menschen aus der Umgebung hier von den vom Festland kommenden Fliegerangriffen Schutz finden konnten.
Und wer hatte sich damals schon für die Historie einer längst vergangenen Epoche interessiert?
Der Zahn der Zeit hatte an vielem genagt und einiges zugedeckt. Unter anderem die seltsamen Zeichnungen und Zeichen auf den steinernen Wänden. Sie waren zwar vergessen worden, doch es brauchte nur jemand zu kommen, der sie wiederentdeckte. Und dieser Jemand war erschienen. Lupina, die Königin der Wölfe. Lange, sehr

lange hatte sie gesucht. Ihr war alles egal gewesen. Es interessierte sie kein John Sinclair, keine Mordliga, nicht der Teufel und auch nicht die anderen Dämonen, die sich mit ihm verbündet hatten. Sie wollte ihren eigenen Weg gehen und hatte ihrer Ansicht nach genau das Richtige getan.

Lupina fand das Gewölbe. Schon bei ihrem Eintritt hatte sie gewußt, hier an der richtigen Stelle zu sein. Zwar waren lange, kaum meßbare Zeiten vergangen, doch die hatten das nicht verdecken können, was im Höhlenversteck lauerte. Lupina hatte es geweckt.

Für sie war es wie eine Rückkehr in die alte Heimat gewesen. Urplötzlich hatte sie sich wohlgefühlt und hatte sofort damit angefangen, Vorbereitungen zu treffen.

Sie hatte diesen alten Bunker wieder zu dem gemacht, was er vor langer Zeit einmal gewesen war.

Einer Stätte der Magie.

Bevor die Menschen waren, waren die Wölfe!

Das hatte Lupina nicht vergessen, und hier fand sie auch die entsprechenden Spuren. Sie reinigte die Säulen und Wände. Überall fand sie Anzeichen.

In den Felsen geritzte Wolfsköpfe. Geheimnisvolle Zeichen. Manchmal nur ein einfaches Dreieck, dann ein verschlungenes, schnörkelhaftes Gebilde, dazwischen ein Kreis.

Er sollte den Mond darstellen.

Und wenn sein fahles Licht auf die Erde fiel, dann wurde es nicht vom Boden absorbiert, sondern sickerte durch. Es gelangte in dieses unterirdische Verlies, das von dem Schein ausgefüllt wurde und die Zeichen zu einem unheimlichen Leben erweckte.

Sie leuchteten auf.

Plötzlich schien der unheimliche Raum zu leben. Fahlgelb leuchteten die Kreise, in einem tiefen Rot die Dreiecke, und die ineinander verschlungenen Zeichen strahlten ein intensives Blau ab.

Die einzelnen magischen Ströme trafen zusammen, aber, das hatte Lupina auch festgestellt, sie hoben sich leider gegenseitig auf. Die Magie blieb ohne Wirkung.

Lupina überlegte lange, wie sie das ändern konnte. Sie wollte die Vergangenheit wieder zurückholen. Die Werwölfe mußten die Macht übernehmen. Zeiten sollten anbrechen, die schon einmal gewesen waren, bevor es Menschen gab.

Lupina fand eine Lösung.

Sie und ihr Sohn Luparo, die eine Person waren, erinnerten sich der uralten Magie, denn es gab Spuren von Menschen, die einmal hier unten gelebt hatten.

Wann das gewesen war, wußte Lupina nicht, aber diese Menschen waren vom Keim der Wölfe infiziert worden.

Sie lotete das Gewölbe genau aus, fand die Spuren und kam auf die Zahl drei.

Drei Personen existierten, die über den Zauber Bescheid wußten. Die mußte sie finden.

Lupina hatte alles darangesetzt, den Wohnort der drei herauszukriegen.

Wenn sie tatsächlich zu ihr gehörten, mußte sie der Ruf erreichen, und sie mußten ihm auch folgen.

Monate waren vergangen. In den Vollmondnächten hatte sie im Gewölbe sitzend die Beschwörungen durchgeführt und auf einen Erfolg gehofft.

Ihr Ruf war hinausgedrungen, unhörbar für die Masse der Menschen, aber für die genau zu verstehen, die das Blut der Wölfe in sich trugen.

Und sie hatte Erfolg gehabt!

Irgendwo wurde er aufgefangen. Weit, sehr weit weg, doch Lupina war keine Mühe zu groß. Sie fand den Mann hoch im Norden des Landes, wo er sich niedergelassen hatte.

Lupina holte ihn.

Schnell war auch der zweite gefunden. Da brauchte sie nicht mehr so weit zu fahren. In Cornwall lebte er als Schafszüchter. Und der dritte wohnte ganz in der Nähe, in London.

Jetzt hatte sie die drei zusammen.

Diese Männer ahnten nicht, daß sie dazu verflucht waren, das Erbe der Wölfe wieder aufleben zu lassen. Sie kamen gern zu Lupina, und es gelang ihnen auch, sich zu verwandeln. Das schwarze Blut reagierte.

Aus Menschen wurden Werwölfe.

Lupina hatte ihr Ziel erreicht!

Mit dem Blut eines geschlachteten Tieres war auf den Boden des Gewölbes ein großes Dreieck aufgemalt worden. Eine magische Zone, die von Lupina und ihren drei Helfern besetzt werden sollte.

Und in dieser Nacht wollte sie das Unmögliche schaffen. Alle Vorbereitungen waren getroffen.

»Kommt her!« rief sie mit lauter Stimme, die dumpf durch das unterirdische Gewölbe hallte. »Kommt zu mir, meine Freunde, denn jetzt wollen wir es versuchen!«

Im ersten Moment regte sich nichts. Lupina, die in der Mitte des Dreiecks stand, drehte den Kopf und schaute zur Treppe hin, die den Bogen nach oben schlug.

Sie hatte ihren Dienern befohlen, dort zu warten, und sie wollte sehen, ob sie ihr auch gehorchten. Ihr Drang zum Töten war jedenfalls vorhanden, das hatte vor allen Dingen Roscoe unter Beweis gestellt, als er den Mann aus der Wirtschaft umbrachte.

Der Ruf war kaum verhallt, als sie die ersten Geräusche hörte. Sie

klangen vom Ende der Treppe her zu ihr nach unten. Es war das Tappen der Füße auf dem alten Gestein.

Der erste erschien in ihrem Blickwinkel. Eine schaurige Gestalt. Er trug ein weißes Hemd, das an einigen Stellen zerfetzt war. Dazu eine dunkle Hose, genau wie er sahen auch die beiden anderen aus. Es hatten Drillinge sein können.

Werwolf-Drillinge!

Sie lächelte rauh, als sie daran dachte.

Den Anfang der kleinen Reihe machte Roscoe. Er hatte seine mit Fell bedeckten Arme ausgebreitet, und sie schwangen im Rhythmus des sich bewegenden Körpers auf und ab.

Ihm folgte Wayne, der Mann aus dem Norden. Sein Wolfsgesicht war vielleicht um eine Idee breiter als das von Roscoe. Im gleichen Laufrhythmus bewegte auch er sich nach unten.

Der dritte hieß Gordon. Er bildete den Schluß und blieb zwei Stufen hinter Wayne.

Sie schwiegen. Sie stießen auch keine kehligen oder fauchenden Laute aus. Ihre kalten, gelben Raubtieraugen waren starr auf die wartende Lupina fixiert.

Sie zeigte sich in ihrer halb menschlichen, halb tierischen Gestalt. Der Körper war der eines Wolfes. Ihr Kopf jedoch sah menschlich aus.

Wieder einmal konnte man sich über ihren klassischen Gesichtsschnitt nur wundern, und das lange Haar fiel bis auf die fellbedeckten Schultern hinab, wobei es sich an den Spitzen noch zu einer Lockenpracht aufgerollt hatte.

Im Dreieck stehend erwartete Lupina ihre Diener, und sie brauchte auch nichts mehr zu sagen, denn die drei wußten von allein, was sie zu tun hatten.

Sie bauten sich an den Ecken des Dreiecks auf.

Roscoe stellte sich dort hin, wo die beiden Seiten zusammenliefen. Die anderen Werwölfe standen an den Enden der Grundlinie. Sie hatten die gleiche Haltung angenommen. Die Füße dicht zusammengestellt, die Arme jedoch ein wenig ausgestreckt und ausgebreitet.

So warteten sie.

Lupina drehte sich um die eigene Achse. Ein zufriedenes Leuchten stand in ihren Augen, als sie sich ihre Diener anschaute und sich ihr Blick der Reihe nach in deren Gesichter festhakte.

Ja, sie konnte zufrieden sein! Die standen voll auf ihrer Seite. Sie hatten den Ruf empfangen und würden ihm auch folgen. Egal, was Lupina befahl, in diesen drei Wesen besaß sie die perfekten Diener.

Über ihr menschliches Gesicht zuckte ein Lächeln, als sie damit begann, die Namen der drei aufzurufen.

»Roscoe?«

»Ich bin bereit, Herrin!«

Lupina nickte. Es klang peitschend, als sie den nächsten Namen rief: »Wayne?«

»Ja, Herrin!«

So genau wollte sie es haben, und sie sprach auch noch den dritten Namen aus. »Gordon!«

»Ich stehe dir zur Verfügung, Herrin!«

Lupina war zufrieden. Es lief genau nach Plan. Ihr Fell auf dem Rücken sträubte sich, was ihnen alles noch bevorstand. Sie dachte dabei an die nahe Zukunft, aber auch an die Vergangenheit. Diese beiden Dinge mußte sie unter einen Hut bringen.

»Bevor die Menschen waren, da waren die Wölfe«, begann sie ihre Rede. »Sie haben die Erde zuerst erobert. Sie waren es, die sich durchsetzten, gegen alle Gefahren, gegen Mächte, die aus anderen Welten kamen. Die Wölfe haben überlebt. Sie sind gejagt worden, man hat sie schon damals vernichtet, aber sie konnten zurückschlagen, und sie wurden immer grausamer. Sie lernten auch hinzu. Die gefährliche schwarze Magie übernahmen sie von den dämonischen Wesen, die vor Urzeiten schon auf der Erde umhergetobt waren. Und diese Magie vervollkommneten sie, denn sie merkten sehr schnell, daß das Licht des Vollmonds ihnen Kraft und Stärke gab, die sie nur noch in die richtigen Bahnen zu lenken brauchten. Die Wölfe entwickelten sich allmählich, und sie wurden zu den Führern unter den Raubtieren. So waren die Anfänge. Dann kamen die Menschen. Die Wölfe lebten bereits lange vor ihnen und beobachteten die Entwicklung der Menschheit. Sie stellten sehr schnell fest, daß sie wieder gejagt wurden. Diesmal nicht von Völkern anderer Dimensionen, sondern von der Menschheit. Sie wehrten sich. Sie zerfetzten diejenigen, die ihnen ans Leben wollten, und irgendwann einmal, da geschah es, daß Menschen und Wölfe eine Verbindung eingingen. Der Mensch hinterließ seinen Körper, der Wolf aber seine Seele. Und so entstand er - der Werwolf! Von diesem Tage an gab es zwei verschiedene Wolfsarten. Einmal den normalen Wolf, neben ihm den Wolf im Menschen. Er wartete weiter auf den Vollmond, und wenn er am nachtdunklen Himmel stand und sein Licht auf die Erde goß, da erwachten die alten Kräfte wieder. Habt ihr dies begriffen, meine Freunde?«

»Ja, Herrin!« antworteten die drei Werwölfe im Chor.

»Gut, dann wißt ihr fortan, daß ihr zu den Besonderen gehört, zu einer auserwählten Rasse, und daran solltet ihr immer denken. Egal, was ihr tut, ihr seid etwas Besonderes. Hier unten liegt das Erbe eurer und meiner uralten Rasse. Dieses Gewölbe hat viel erlebt. Es waren zahlreiche Wölfe hier. Und sie haben den Schutz gefunden, den sie brauchten. Aus Dankbarkeit hinterließen sie uns eine starke Magie,

die wir wieder aktivieren können. Es ist die Magie der Urzeit. Die Magie der Ur-Wölfe. Wir wollen sie nun heimbringen in die moderne Zeit und hoffen, daß sie nichts von ihrer einstigen Wirkung verloren hat. Habt ihr mich genau verstanden, meine Freunde?«

»Ja, das haben wir.«

»Dann macht euch bereit, die Kraft in euch aufzunehmen, die schon in der Urzeit allem getrotzt hat. Wenn ihr soweit seid, wenn ihr es geschafft habt, gibt es nichts mehr, das euch gefährlich werden könnte. Dann, meine Freunde, seid ihr unschlagbar. Und der Clan der Wölfe wird sich immer erweitern.«

Nach diesen Worten war es einen Moment still. Auch Lupina mußte sich auf das große Ereignis konzentrieren. Sie dachte noch einmal daran, wieviel Mühe es sie gekostet hatte, nun war alles ausgestanden. Nichts stand ihr mehr im Wege.

Ein Beben lief durch ihren Körper, als sie sich in die Hocke senkte. Sie tat es langsam, mit sehr großem Bedacht, denn sie wollte in der entscheidenden Phase nichts überstürzen.

Lupina begann sich zu drehen. Auf den Hacken hockte sie dabei, während sie ihren Mund geöffnet hielt, und über die menschlichen Lippen fauchende Laute drangen. Es waren die alten Formeln, an die sie sich wieder erinnert hatte, denn sie sprach genau das nach, was auf den Zeichen an den Wänden und Säulen zu lesen war.

Sie hatte Erfolg.

Waren die magischen Zeichen bisher blaß gewesen, so änderte sich das nun. Die einzelnen Farben wurden heller, sie strahlten ihr buntes Licht ab, das trotz seiner Vielfalt auf irgendeine Weise seltsam beklemmend wirkte, denn selbst Lupina fühlte sich nicht wohl und zeigte sich irritiert.

Da stimmte was nicht.

Sie blieb zwar hocken, hob jedoch den Kopf und schaute in die Runde.

Ihre drei Diener standen an den Enden des Dreiecks wie angewachsen.

Sie rührten sich nicht, während sie die Mäuler geöffnet hatten und ihre gefährlichen Gebisse zeigten.

Nein, diesen dreien konnte Lupina keine Schuld in die Schuhe schieben.

Sie hatten mit dem Mißerfolg nichts zu tun.

Was störte dann?

Sie schaute auf die Zeichen an der Wand. Deren Widerschein ließ auch die Gesichter der Werwölfe düster und farbig zugleich aussehen.

Dennoch existierte eine große Hemmschwelle, die auch Lupina nicht überwinden konnte.

Sie forschte verzweifelt nach dem Grund. Es war alles in Ordnung,

sie hatte die alten überlieferten Formeln aufgesagt, dennoch klappte es nicht. Eine Sperre war aufgebaut.

Plötzlich sprang Lupina in die Höhe. Dies geschah so schnell, daß sich ihre drei Diener erschreckten. Sie wagten allerdings nicht, irgendeine Frage zu stellen. Zu groß war der Respekt.

Lupina stieß ein drohendes Knurren aus. Tief drang es aus ihrem Rachen und flog gefährlich laut über ihre Lippen. Sie merkte auf einmal die Gegenkraft, die von Sekunde zu Sekunde stärker wurde und sie an ihrer eigenen Beschwörung hinderte.

Wer baute die Kraft auf?

Diese Frage beschäftigte Lupina sehr. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß es jemanden gab, der noch von alten Riten und Formeln wußte, der sie kannte und auch das Gegenmittel oder die Gegenmagie erfand. Für sie war es völlig unklar.

Was lief da schief?

Sie blickte zu Boden. Dann befahl sie den drei Dienern, sich an den Pranken zu fassen.

Das taten die Werwölfe auch. Sie mußten sich arg strecken, um sich gegenseitig zu berühren. Schließlich war das Dreieck geschlossen, und Lupina versuchte es erneut.

Abermals ohne Erfolg. Die andere Kraft stand zu stark dagegen. Sie hinderte die Königin der Wölfe daran, ihre vollen Kräfte auszuspielen und die uralte Magie zurückzuholen.

Im nächsten Augenblick entdeckte sie etwas, das sie erschreckte. Die von ihr gezeichneten Linien des Dreiecks verblaßten, auch die Beine der Werwölfe verschwanden immer mehr.

Durchsichtig wie Glas wurden sie…

Lupina stöhnte vor Wut. Geifer schoß plötzlich aus ihrem Mund. Im Schwall fiel er zu Boden. Sie drehte sich im Kreis und brüllte ihre Diener an.

»Weg! Geht weg!« schrie sie. »Ihr könnt nicht mehr bleiben. Die Magie ist zu stark!«

Die Werwölfe versuchten es. Sie kämpften dagegen an. Ihre fratzenhaften Gesichter verzerrten sich noch mehr. Auch aus ihren Mäulern sprühte der gelbliche Geifer, aber sie kamen aus der Falle nicht mehr heraus.

Der Gegenzauber hielt sie fest.

»Wer?« brüllte Lupina und fiel auf die Knie. »Wer wagt es, sich mir entgegenzustellen? Wer?«

Als unheimliches Echo schwang die Stimme durch das unterirdische Bunkergewölbe. Und was Lupina nie gedacht und womit sie auch nicht gerechnet hatte, trat ein.

Sie bekam eine Antwort.

»Ich trete diesem Zauber entgegen! Ich allein…«

Es war die Stimme eines Mannes, der aus der Vergangenheit gekommen war!

***

Seit dem Verschwinden der beiden Freunde waren bereits einige Stunden vergangen, und die Conollys konnten wirklich nicht behaupten, daß sie ruhiger geworden wären.

Im Gegenteil, ihre Nervosität hatte beträchtlich zugenommen, denn sie wußten nicht, was noch alles auf sie zukam.

Johnny war nach Hause gekommen. Freudestrahlend und mit kleinen Geschenken bepackt, die er bei einer Tombola gewonnen hatte. Der Kleine wunderte sich allerdings darüber, daß man ihm riet, in seinem Zimmer zu bleiben.

Er stellte Fragen.

»Hängt es wieder mit Lydia zusammen?« wollte er wissen.

»Nein«, beruhigte Sheila ihn. »Das ist zum Glück vorbei.«[3]

»Weshalb muß ich denn dann im Zimmer bleiben«, quengelte der Kleine. »Es ist noch warm und…«

»Das erkläre ich dir später«, sagte Sheila mit einer wahren Engelsgeduld und fügte noch ein »vielleicht« hinzu.

»Ich erinnere dich daran, Mummy.«

»Sicher, das darfst du auch.«

Bill war in den Wohnraum gegangen. Dicht vor dem Fenster blieb er stehen und schaute in den Garten. Die Schatten waren länger geworden, bald würde die Sonne sinken, die Dunkelheit hereinbrechen und damit auch die Nacht.

Bill fragte sich, wie Bandor die erste Nacht in der Fremde wohl überstehen würde. Sollte man ihn in ein Bett legen, schlief er im Freien?

Alles Probleme, über die sich der Reporter Gedanken machte und leider keine Antwort wußte.

Sheila betrat auf leisen Sohlen das Zimmer, stellte sich hinter ihren Mann und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Du bist so nachdenklich, Bill.«

»Habe ich nicht auch einen triftigen Grund?«

Sheila lachte leise auf. »Den hast du wirklich. Ich frage mich wirklich sehr oft, wie es eigentlich weitergehen soll.«

»Mit Bandor?«

»Das natürlich auch. Aber unser Leben. Wir stehen ja unter einem permanenten Druck. Manchmal habe ich schon daran gedacht, irgendwo ans andere Ende der Welt zu ziehen.«

»Denkst du denn, daß wir dort in Sicherheit sind?«

»Das ist es ja gerade. Wir werden nirgendwo die Sicherheit finden, die wir brauchen. Unser Haus ist zwar durch weißmagische Zeichen

geschützt worden, aber die halten nicht alle Dämonen ab.«
Bill drehte sich um und lächelte. »Weißt du, Sheila, es ist schon einige Zeit her, daß du dich entschlossen hast, mich zu heiraten…«
»Moment mal, wenn du meinst, daß ich mich beschweren will, dann irrst du dich gewaltig.«
Bill schüttelte den Kopf. »Davon war keine Rede. Beide haben wir gewußt, was auf uns zukommen würde, und wir sind trotzdem dieses Risiko eingegangen. Ich bin sicher, daß wir es auch in Zukunft durchstehen. Zum Glück stehen wir nicht immer im Brennpunkt, aber wir können uns auch nicht völlig heraushalten.«
»Das habe ich inzwischen gemerkt«, erklärte Sheila. »Ich habe mich ja auch geändert und sage mittlerweile nichts mehr. Nur - so normal wie andere können wir nicht leben.«
»Das stimmt.«
Sheila lehnte ihren Kopf an Bills Schulter. Die beiden genossen die Sekunden der Ruhe, während draußen die Schatten noch länger wurden und wie breite, dunkle Balken ein Gittermuster auf den grünen Rasen des Gartens legten.
»Bandor wird schwere Probleme mit sich bringen«, sagte Sheila nach einer Weile.
»Falls er bleibt.«
»Rechnest du damit, daß er verschwindet?«
»Wenn es für ihn eine Möglichkeit gibt, in die Vergangenheit zurückzukehren, bestimmt.«
»Und der Professor, von dem John berichtet hat?«
»Frag mich etwas Leichteres, Sheila. Ich weiß es wirklich nicht.«
»Mir macht auch Nadine Sorgen«, sagte Sheila. »Ich verstehe einfach nicht, was sie an diesem Urmenschen gefunden hat. Sie kommt mir plötzlich vor wie jemand, der alles von sich wegwirft, was ihm früher einmal wertvoll gewesen ist. Das muß doch einen Grund gehabt haben.«
»Den wir auch herausfinden werden«, erklärte Bill mit fester Stimme.
»Darauf kannst du dich verlassen.«
»Aber mit Johns Hilfe.«
»Natürlich. Ich hoffe stark, daß er und Suko das Geheimnis lüften werden.«
Sheila ließ Bill los und wandte sich ab. »Wohin willst du?« fragte der Reporter.
»Ich muß mir etwas zu trinken holen. Und Johnny sein Abendessen bringen. Der Junge wird sich seine Gedanken machen.«
»Er soll uns nur nicht in die Quere kommen«, erklärte Bill Conolly. »Alles andere ist mir egal.«
»Das sag ihm mal.«
Als Sheila gegangen war, nahm Bill in einem Sessel Platz. Aus der

gekühlten Bar holte er sich kaltes Sodawasser und nahm einen kräftigen Schluck. Es paßte ihm nicht, in der Wohnung zu sitzen und zuzusehen, wie andere agierten. Bill Conolly gehörte zu den Menschen, die selbst eingreifen wollten und auch mal etwas riskierten.

Sein Blick fiel weiterhin in den Garten. Er wußte nicht, wo Nadine und Bandor steckten. Sie hatten irgendwo in der Tiefe des Gartens ihren Platz gefunden. Vielleicht übten sie sogar gegenseitige Verständigung.

Bill Conolly schloß inzwischen nichts mehr aus.

Als er auf dem Rasen eine Bewegung sah, zuckte er wieder hoch. Da kamen die beiden an. Sie hielten sich dicht zusammen, als wären sie die besten Freunde. Bei jedem Schritt, den Bandor machte, drückte sich auch die Wölfin an seine Beine. Da sie auf direktem Weg den Wohnraum ansteuerten, stand Bill Conolly auf und öffnete ihnen die Tür.

Beide kamen in den Raum.

Nadine Berger drückte sich gegen seine Beine. Fast kam es Bill so vor, als wollte die Wölfin ihn um Verzeihung bitten, weil sie sich so sehr mit Bandor abgegeben hatte. Das tat sie sicherlich nicht grundlos, und Bill hätte gern mehr gewußt, doch leider konnte die Wölfin nicht sprechen.

Der Reporter hatte hinter den beiden die Tür wieder angelehnt. Als er sich umdrehte, sah er Nadine nahe der Tür hocken. Bandor aber stand unschlüssig im Zimmer.

»Willst du dich nicht setzen?« Bill sprach ihn an. Er bekam auch eine Reaktion. Bandor drehte sich und schaute ihn dabei aus großen Augen an, bis dem Reporter einfiel, daß er ihn ja überhaupt nicht verstehen konnte, und so lächelte Bill ein wenig verlegen.

Auch Bandor wußte nicht, was er hier eigentlich sollte. Scheu schaute er sich um. Seine Blicke glitten durch den Raum, er zwinkerte mit den Augen, die Zungenspitze drang aus dem Mund und fuhr über die dicken, etwas vorstehenden Lippen.

Bill deutete auf einen Sessel. Bandor folgte dieser Bewegung, drehte sich und schaute gleichzeitig zu, wie Bill Conolly in einem anderen Sessel Platz nahm.

Auf einmal lächelte der Urmensch. Im nächsten Augenblick tat er es dem Reporter nach.

Er hatte sich ziemlich hart fallen gelassen und drückte die Fläche fast bis zum Boden durch. Dann aber saß er und schlug beide Hände rechts und links auf die Lehnen.

Er schaute Bill an. Der Reporter fühlte sich unbehaglich, verzog das Gesicht, wollte etwas sagen, aber er brachte keinen Ton hervor, auch kein Lächeln zeigte er.

Dafür hob er sein Glas und trank einen Schluck. Bandor schaute nur

zu.

Nadine hielt es auch nicht mehr auf ihrem Platz. Sie kam leise herbei. Im allmählich dunkler werdenden Zimmer glühten ihre Augen geheimnisvoll.

Neben dem Sessel, in dem auch der Dämonenjäger hockte, ließ sie sich nieder.

Bill stellte sein leeres Glas weg. Er dachte darüber nach, was John und Suko ihm über Bandor erzählt hatten. Dieser Mann aus der Urzeit, der Dämonenjäger, war wie ein Phönix aus der Asche der fernen Vergangenheit gestiegen, die für John und Suko gleichzeitig Gegenwart geworden war. Die mächtigen Krieger Graax und Bandor waren aus dieser fernen Zeit mit in die Gegenwart geschleift worden, nachdem sie sich zuvor in der Vergangenheit befunden hatten, in die auch John, Suko und eine Familie namens Kugler hineingeschleudert worden war.

Bandor blieb, Professor Chandler, der eigentliche Initiator, war nirgendwo zu finden.

Verschollen in den Zeiten, so konnte man es ausdrücken…

Bill Conolly wußte nicht, was er unternehmen sollte. Zum ersten Mal fühlte er sich in seiner eigenen Wohnung unwohl. Da saß ihm jemand gegenüber, zu dem er keine Verbindung bekommen konnte, weil er nicht in der Lage war zu reden, und manchmal, wenn Bandor den Kopf hob, hatte Bill das Gefühl, daß der andere ihn ansprechen wollte, sich letztendlich doch scheute.

Es blieb nicht einmal Stückwerk.

Automatisch blendeten vor und hinter dem Haus die Lampen auf, als die Dämmerung fortgeschritten war. Bandor sah den Schein durch die Scheibe und zuckte irritiert zusammen. Seine Haltung wurde gespannter.

Er umklammerte mit den kräftigen Fingern die Sessellehnen, und Bill entging auch nicht der lauernde Ausdruck in seinen Augen.

Diese Reaktion konnte nicht nur allein damit etwas zu tun haben, daß die Beleuchtung eingeschaltet worden war. Da mußte etwas anderes dahinterstecken.

Plötzlich hielt es ihn nicht mehr im Sessel. Er katapultierte sich förmlich in die Höhe, blieb in dieser Haltung stehen, öffnete den Mund und formulierte ein Wort.

»Schwert!«

Bill sprang ebenfalls auf. Endlich hatte sich Bandor wieder erinnert. Und er wollte etwas zurückhaben, das ihm gehörte. Dies hatte Bill genau begriffen.

Das Schwert!

Bandor hatte es aus der alten Zeit mitgebracht. Niemand wußte ja, woher die Waffe stammte, doch Bill wollte sie dem Dämonenjäger

nicht vorenthalten.

Wieder hatte Bandor mit der Stimme des Professors gesprochen, und Bill Conolly hetzte aus dem Zimmer. Als er die Tür aufdrückte, wäre er fast mit Sheila zusammengestoßen. Im letzten Augenblick konnte Bill noch stoppen.

Sheila erschrak. Sie preßte ihre Hand gegen die Brust. »Was ist denn geschehen?« flüsterte sie.

»Er redete wieder«, erwiderte Bill hastig. »Er möchte sein Schwert haben.«

»Und? Gibst du es ihm?«

»Natürlich!« Der Reporter ließ seine verdutzte Frau stehen und rannte davon. Er hatte die Waffe in einer kleinen Abstellkammer untergebracht.

Der einzige Raum befand sich am Ende des Flurs. Der Schlüssel steckte von außen. Bill schloß auf, drehte sich dabei um und erkannte, daß ihm die Wölfin gefolgt war.

Aus ihren klugen, menschlichen Augen schaute sie zu, wie Bill das Schwert aus der Kammer nahm.

Wieder einmal wunderte er sich über das Gewicht der Waffe. Es erforderte große Kräfte, um mit dieser Klinge schnell und geschickt kämpfen zu können.

Der Reporter schlug die Tür zu und lief wieder zurück in den Wohnraum.

»Schwert!«

Das Wort wurde ihm von Bandor zugerufen, der sofort seine Hände ausstreckte, als er Bill Conolly sah. Sheila stand in einer Ecke. Sie schaute zu, was da geschah, und sie sah ebenso wie ihr Mann Bill, daß der Dämonenjäger den Griff sehr hart umfaßte.

Dann bewegte sich Bandor.

Sheila schrie auf. Bill zuckte zurück. Selbst Nadine huschte in eine entfernte Ecke des Raums, denn Bandor schlug um sich. Er trainierte, und er bewies, mit welch einer Leichtigkeit er diese Waffe handhabte und wie gut er damit umgehen konnte.

Er zeigte regelrechte Kunststücke mit der schweren Klinge. Dabei führte er sie mit der Leichtigkeit eines Könners.

Bill und Sheila hatten Angst um ihr Mobilar. So manch teure Vase, auch als Erinnerungsstück gedacht, stand im Wege, aber nichts wurde von der Klinge getroffen.

So schnell, wie er begonnen hatte, stoppte Bandor auch die Demonstration. Er schien plötzlich einzufrieren, und nichts deutete mehr daraufhin, in welch einer Form er noch wenige Sekunden zuvor gewesen war. Sein Gesicht zeigte einen zufriedenen Ausdruck.

»Das war eine Leistung«, sagte Bill und klatschte in die Hände. Er wandte sich Sheila zu. »Ich habe das Schwert kaum hochbekommen,

und der schwingt es mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit. So was ist mir auch noch nicht untergekommen.«

»Besser als Destero damals?«

Bill nickte. Er wollte noch etwas hinzufügen, als Bandor plötzlich einen Schrei ausstieß. Im gleichen Augenblick sackte er zusammen, kippte nach hinten in den Sessel und blieb in dieser Haltung liegen.

Nadine, die Wölfin, stieß einen jaulenden Laut aus, huschte an Bill und Sheila vorbei, stellte sich neben dem Sessel aufrecht auf die Hinterpfoten, wobei sie die beiden vorderen gegen die Lehne drückte.

Die beiden Conollys hielt ebenfalls nichts an ihrem Fleck. Sie hatten nur Augen für Bandor, der wie ermattet halb im Sessel lag und dessen Haut allmählich blaß, bleich und durchscheinend wurde, wobei sich aus ihrer Tiefe ein neues Gesicht hervorschob.

Das eines alten Mannes mit grauweißen Haaren.

Professor Chandler!

***

Wir hatten uns ziemlich verspätet. Dies allerdings nicht ohne Grund, weil wir nähere Informationen über dieses alte Klärwerk haben wollten. Die konnten wir uns nur bei den entsprechenden Ämtern besorgen, und da war man leider nicht von der schnellen Truppe.

Zudem lagen die Bauarbeiten ziemlich lange zurück, die Pläne verstaubten in irgendeinem Archivschrank, dann wollten die Leute Feierabend machen, und wir mußten ziemlich energisch werden, damit sie sich endlich bequemten, unseren Wünschen nachzukommen.

»Da finden Sie sowieso nichts«, hatte man uns zu verstehen gegeben.

»Das lassen Sie mal unsere Sorge sein.«

Suko und ich hatten uns die Unterlagen sehr genau angeschaut, und es war uns auch etwas aufgefallen. In der Nähe des Klärwerks gab es einen Bunker. Auf der Karte noch mit eingezeichnet. Dieser Bunker war ebenfalls vergessen worden, und er befand sich unter einem Waldstück.

Suko hatte den gleichen Gedanken wie ich, denn er meinte: »Das könnte auch ein idealer Schlupfwinkel sein.«

»Und wie«, gab ich zu.

Kurzentschlossen nahmen wir die Pläne mit und fuhren zu dem verlassenen Klärwerk. In den großen Becken befand sich kein Wasser mehr. Im einen nur schimmerte auf dem Boden eine große Pfütze.

Mittlerweile war es auch dämmrig geworden. Da wir bisher keinerlei Spuren entdeckt hatten, glaubten wir auch nicht daran, später noch Erfolg zu haben.

»Wie wär's mit dem Bunker?« fragte Suko.

»Wenn der Eingang nicht verschüttet ist, können wir ihn uns mal anschauen.«

»Das meine ich auch, denn dieser Roscoe Gable muß ja nicht unbedingt dem Klärwerk einen Besuch abgestattet haben. Sollte er in seinem Bunker ein Versteck für irgendwelche gestohlenen Dinge besitzen, wäre es ein Erfolg, wenn wir das Lager ausräumen könnten.«

Ich grinste. »Du bist ja heute wie in Form.«

»Klar. Ich platze vor Action.«

»Dann los!«

Den Wagen ließen wir am Klärwerk stehen. Wir fanden einen schmalen Weg, der in den Wald hineinführte, unter dem, laut Karte, ja der Bunker liegen sollte.

Ich leuchtete die Karte noch einmal ab und verglich die Angaben mit den eigentlichen Entfernungen.

Da stimmte eigentlich alles.

Der Weg änderte sich in seiner Breite nicht, dafür war er an einigen Stellen zugewachsen. Wie lange Arme griffen die Zweige der Bäume von den Seiten her zu. Über uns in den Kronen lärmten noch Vögel. Sie stimmten ein Nachtkonzert an.

Es war ein typischer Großstadtwald. Den Bunkereingang fanden wir noch nicht, dafür jede Menge Müll, den so nette Leute einfach in die Natur gekippt hatten.

Wir blieben noch einmal stehen und schauten auf die Karte. Ich hatte meine kleine Leuchte hervorgeholt. Der gelbe Punkt wanderte über die Fläche, wir orteten unseren Standplatz und verglichen ihn mit der Karte.

»Über dem Bunker sind wir schon«, sagte Suko mit leiser Stimme. »Jetzt müssen wir nur noch rein.«

»Das ist ein Stück weiter.«

Suko schaute nach hinten. Wie auch ich, blickte er ebenfalls in die Dunkelheit. Am Himmel aber war der Vollmond aufgegangen. Das richtige Wetter und die genaue Umgebung für Werwölfe.

Das Gelände war nicht abschüssig, wie bei vielen Bunkern. Da hatte man die Eingänge in die Hänge hineingebaut. So mußten wir eben suchen und auch ein wenig auf unser Glück vertrauen.

Es war sehr schwer. Vom Weg gerieten wir auch ab. Ich hielt den Plan und orientierte mich.

Leider sah die Wirklichkeit anders aus. Da war alles zugewuchert und anders gewachsen als vor zahlreichen Jahren die Erbauer den Bunker angelegt hatte.

Wir hätten wahrscheinlich Stunden suchen können, wenn uns nicht das Glück zu Hilfe gekommen wäre.

Suko und ich blieben zur gleichen Zeit stehen, da wir beide die Geräusche vernommen hatten.

Waren es Stimmen?

Wenn ja, weshalb klangen sie so dumpf? Hatten sie ihren Ursprung

unter der Erde?

Im Bunker vielleicht?

Mit neuem Eifer machten wir uns an die Suche. Wie Indianer schlichen wir durch den Wald, schreckten Tiere auf und bogen die Zweige des Unterholzes zur Seite.

Suko entdeckte die frischen Bruchstellen als erster. »John, komm mal her!« zischte er mir zu und winkte dabei.

Ich brauchte nur wenige Schritte, um ihn zu erreichen.

Mit dem Zeigefinger deutete Suko schräg nach unten. »Hier kannst du genau sehen, daß dort jemand hergegangen ist. Kein Zweifel, wir sind auf der richtigen Spur.«

Der Meinung war ich auch. Sehr aufmerksam verfolgten wir die weiteren Spuren und erkannten auch Abdrücke im Boden. Es hatte zwar seit einigen Tagen nicht mehr geregnet, doch auf dem durch zahlreiche Büsche geschützten Waldboden hatte sich die Feuchtigkeit noch länger gehalten. Deshalb konnten wir die Spuren auch relativ gut sehen.

Wir verfolgten sie und kamen unserem Ziel immer näher. Als sie aufhörten, war es wieder Suko, der den Eingang fand. Hohes Farngras, Brennesseln und Dornenzweige verdeckten ihn. Sie alle wiesen Zeichen auf, daß sie schon des öfteren bewegt worden waren.

Wir taten das gleiche.

Und schafften es.

Plötzlich standen wir am Ziel. Vor uns gähnte der Eingang des Bunkers.

Es war ein viereckiges Loch, an den Rändern durch Holzbalken abgestützt, und wir sahen den Beginn eines Wegs, der in die Tiefe führte. Er war so schräg gehalten wie ein Abhang, man konnte ihn also gehen.

»Sollen wir?«

Ich nickte. »Klar, das lassen wir uns nicht entgehen.« Hinter Suko betrat ich den Bunker.

Eine feuchtwarme, muffige Luft empfing uns wie ein Tuch. Das Atmen fiel uns zwar nicht gerade schwer, dennoch kratzte die Luft irgendwie im Hals.

Und wir vernahmen eine Stimme.

Sie gehörte einer Frau, die wir beide zu unseren gefährlichsten Feinden zählten.

»Lupina!«

Nach dieser Entdeckung gingen wir nicht weiter. Die Überraschung mußte jeder von uns erst einmal verdauen. Aber wir hatten den Beweis, daß Lupina wieder aktiv war.

Da sie uns so spät wie möglich sehen und hören sollte, schlichen wir auf Zehenspitzen voran. Dabei gingen wir geduckt, obwohl wir nicht

bis an die Decke stießen.

Es war auch nicht völlig dunkel. Vor uns mußte irgendein farbiges Licht leuchten, denn in dessen Widerschein erkannten wir den Beginn einer Treppe.

Vor der obersten Stufe blieben wir stehen und stellten fest, daß die Treppe in einem Bogen in die eigentliche Bunkertiefe führte. Beide machte uns etwas stutzig. Es war die Bauweise des Bunkers. Wir hatten uns nicht erst einmal in diesen unterirdischen Gewölben herumgetrieben und kannten sie deshalb. Bunker wurden aus Beton angelegt. Da waren die Wände glatt, hier aber sahen wir große Steine, aus denen auch die Treppe gefertigt worden war.

»Die ist doch nie von den Bauarbeitern damals angelegt worden«, wisperte mein Freund.

Ich gab ihm völlig recht.

Weiter ging es.

Wir hatten die erste Stufe erreicht und riskierten einen Blick in die Tiefe.

Leider konnten wir nichts sehen, da die Treppe einen Bogen schlug.

Unsere Sicht änderte sich wesentlich, als wir einige Stufen hinter uns gelassen hatten und uns etwa auf der Treppenmitte befanden. Da konnten wir nach unten schauen.

Was wir sahen, ließ unseren Atem stocken.

Lupina stand im Mittelpunkt eines Dreiecks. Es war mit Farbe oder Blut auf den Boden gemalt worden. An seinen Enden standen drei Werwölfe.

Im ersten Augenblick hätte man sie als Drillinge einstufen können, denn sie unterschieden sich von der Kleidung her nicht. Die drei trugen helle Hemden, dunkle Hosen, waren kräftig und hatten die Schnauzen aufgerissen, so daß ihre kräftigen Gebisse schimmerten.

Ich hatte die Atmosphäre, die hier unten herrschte, sofort gespürt. Sie war unheimlich, prall gefüllt mit einer gefährlichen Magie, und ich sah auch an den Wänden seltsame Zeichen, die farbig aufglommen und für eine gewisse Beleuchtung sorgten.

»Keine Beton wände«, wisperte Suko.

Wahrscheinlich zog er die gleichen Schlußfolgerungen wie ich. Es war uns gelungen, eine magische Stätte zu erreichen. Vielleicht sogar einen uralten Kulturplatz, den Lupina gefunden und für ihre Zwecke benutzt hatte.

Interessant war es auf jeden Fall. Ein direktes Eingreifen war nicht nötig, wir konnten uns Zeit lassen und erst einmal genau beobachten. Die drei Werwölfe befanden sich in einer Art Trance. Jedenfalls rührten sie sich nicht, sie lauschten den Worten der Lupina, und wir erfuhren plötzlich eine unwahrscheinliche Geschichte.

Bisher hatten wir über die Entstehung der Werwölfe nur

Vermutungen anstellen können, Lupina aber wußte es besser. Sie berichtete von einer fernen Zeit, in der noch keine Menschen existierten, aber die Wölfe schon waren.

Bevor Menschen waren, waren die Wölfe!

Dieser Satz hatte mich sehr beschäftigt. Nein, ich hatte ihn nicht vergessen und immer darüber nachgedacht. An diesem Tag nun bekamen Suko und ich zu hören, was es eigentlich mit ihm alles auf sich hatte. Laut Lupina sollten die Wölfe damals schon die Größten gewesen sein.

Suko und ich vergaßen unsere Umwelt. Die Worte waren zu spannend und zu interessant. Wir merkten uns fast jedes einzelne und waren auch sicher, daß wir sie nicht mehr vergessen würden.

Dann aber trat ein Ereignis ein, das nicht nur Lupina und ihre Helfer überraschte, sondern auch uns. Von irgendwoher wurde eine Gegenmagie aufgebaut.

Und sie traf voll!

Es waren nicht die Schattenwesen, die zuerst von ihr gepackt wurden, sondern die Linien des auf den Boden gezeichneten Dreiecks. Sie verloren von ihrer kräftigen roten Farbe und wurden allmählich blasser, so daß sie nur einen rosafarbenen Ton besaßen.

Lupina geriet außer Fassung. Es war ihr anzumerken, daß sie diese Gegenströmung nicht begreifen konnte. Sie sah sich in ihren Aktivitäten gestört, und als es auch die noch immer reglosen Diener erfaßte, da drehte sie fast durch.

Sie fiel auf die Knie. »Geht weg!« schrie sie. »Weg mit euch! Die Magie ist zu stark!«

Die Diener rührten sich nicht.

Lupina schäumte vor Wut. Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn aus ihrem Mund drang gelblicher Geifer, obwohl sie noch ein menschliches Gesicht besaß.

»Wer?« brüllte Lupina. »Wer wagt es, sich mir entgegenzustellen? Wer?«

Keiner von uns rechnete wohl mit einer Antwort. Aber Lupina bekam sie.

Es war wie ein grollendes Echo, das durch den unterirdischen Bunker schwang.

»Ich trete deinem Zauber entgegen. Ich allein…«

Wenn wir mit allem gerechnet hatten, nur nicht mit der Stimme des Mannes, der antwortete.

Es war, obwohl er sich nicht in der Nähe befand, unser neuer Bekannter aus der Urzeit.

Bandor!

Ich warf Suko einen raschen Blick zu. Er schaute mich ebenfalls an, und in unseren Gesichtern stand das zu lesen, was wir fühlten.

Überraschung, Staunen. Denn das konnte einfach nicht wahr sein. Wir hüteten uns, einzugreifen. Nur zog ich vorsichtig die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf, weil ich eine Waffe haben wollte, falls irgend etwas passierte. Möglicherweise reagierte das Kreuz, obwohl die Gegenmagie doch sehr, sehr alt war. Es war die älteste, mit der wir es bisher zu tun bekommen hatten. Sie lag noch weit vor Atlantis, auch vor der Entstehung der Menschen, und sie mußte aus den Tiefen des unergründlichen Weltraums mitgebracht worden sein. Vielleicht aus anderen Dimensionen und fernen Dämonenreichen.

Ich hielt den Atem an.

Wie würde es weitergehen?

Lupina kniete noch immer. Sie bemühte sich nach allen Kräften, gegen die Magie anzukommen, doch es war ihr nicht möglich. Die Mächte einer unfaßbaren Kraft schüttelten sie durch, und sie griffen auch ihre drei Diener an, um die sich Lupina nicht mehr kümmern konnte.

Fast vollständig waren die Seiten des Dreiecks verblaßt. Nur noch ein paar kaum zu erkennende, rosafarbene Streifen sahen wir auf dem Boden, während Lupina von einer Seite auf die andere schwankte, wobei sie Mühe hatte, sich überhaupt noch zu halten. Sie schien von einem Windstoß gepackt zu werden, wuchtete ihren Oberkörper hoch und hob auch beide Arme.

»Zeig dich!« brüllte sie in den Bunker hinein. »Ich will dich sehen! Wer bist du denn?«

Ja, auch wir waren gespannt, ob Bandor erscheinen würde. Seine Stimme hatten wir gehört. Eigentlich mußte er ja bei den Conollys sein, und plötzlich flimmerte im Hintergrund der Höhle die Luft. Dies geschah dicht an einer Säule, die mit seltsamen Zeichen bedeckt war, und mit einemmal sahen wir da eine Gestalt.

Sie war bewaffnet, hatte eine Kampfhaltung angenommen, und ich wurde wieder an mein letztes Abenteuer erinnert, das mich in die tiefe Vergangenheit geführt hatte.

So hatte ich ihn gesehen, so kannte ich ihn.

Es war Bandor!

***

Bill und Sheila hielten den Atem an. Nadine hatte sich neben den beiden aufgebaut, die Schnauze weit geöffnet. Aus ihr drang ein hohes Winseln, denn auch sie hatte Angst vor dem, was da auf sie zukommen konnte.

Bandor, der Dämonenjäger, verschwand vor ihren Augen. Er wurde zu einem Schemen, einem Geist, und sein Körper schien nur noch aus Gaze oder leichtem Glas zu bestehen.

Aber ein anderer entstand.

Der eines älteren Mannes. Professor Chandler war dabei, aus den Tiefen von Zeit und Raum wieder an die Oberfläche zu tauchen und den Wechsel mit seinem Erstkörper vorzunehmen.

Nach einer Erklärung zu suchen, war für die beiden Conollys sinnlos. Es gab magische Gesetze, die niemand erfassen und begreifen konnte, jedenfalls war Bandor verschwunden. Und er hatte sein Schwert mit auf die wunderliche Reise genommen.

Bill faßte sich als erster. Einen halben Schritt ging er vor, um den Arm auszustrecken. Er bewegte seine Fingerspitzen, denn er wollte Chandler anfassen und überprüfen, ob auch tatsächlich ein Mensch vor ihm lag.

Kaum hatte Bill Kontakt, da zuckte seine Hand zurück, als hätte sie einen Schlag erhalten.

»Was ist?« flüsterte Sheila.

»Ich… ich weiß nicht…« Bill verzog den Mund. »Da scheint irgend etwas nicht zu stimmen.«

»Wieso?«

»Dieser ist doch nicht normal. Den umgibt eine seltsame Aura. Er wird nicht…«

»Was werde ich nicht?« Normale Sprache tönte den beiden entgegen, und die Frage war so gestellt worden, daß der Professor auch eine Antwort von den Conollys verlangte.

Bill holte tief Luft. Irgendwie hatte er zwar damit gerechnet, dennoch war er zu geschockt, um etwas sagen zu können. Pfeifend atmete er ein und sah stumm zu, wie sich der Professor aus dem Sessel in die Höhe stemmte.

Er war schon älter. Grauweiß das Haar. In sein gebräuntes Gesicht hatten die Falten ein Muster gelegt. Vor dem Sessel blieb er schwankend stehen, als müßte er sich erst einmal überlegen, wie es weitergehen sollte.

Chandler zitterte, als würde er anfangen zu frieren.

Sein stummer, fragender Blick traf Sheila und Bill, aber sie konnten ihm keine Antwort geben. Er mußte schon etwas sagen.

»Professor!« flüsterte Bill, der sich endlich überwunden hatte. »Hören Sie mich?«

»Ja, ich höre Sie.«

»Und? Wie geht es Ihnen?«

Chandler lächelte. Seine Wangenmuskeln zuckten dabei. »Es geht mir nicht gut, da ist etwas, das mich stört.«

»Was?«

»Es ist wie Glas. Eine seltsame Magie, die mich zurückhalten will. Ich kann nicht…«

»Was können Sie nicht?«

Ein Stöhnen drang aus dem Mund des Mannes. »Etwas hindert mich«,

flüsterte er. »Das ist eine Wand aus Glas. Ich will euch anfassen, bitte, gebt mir eure Hände.« Er selbst streckte seine Arme aus.

Sheila schüttelte den Kopf. »Ich nicht«, flüsterte sie. »Ich kann es nicht, Bill.«

»Mach schon, Sheila! Es passiert nichts.«

»Nein, nicht, Bill. Ich habe Angst. Auch du sollst es nicht tun. Es ist zu gefährlich. Wenn du Kontakt hast und er kein richtiges Wesen ist, dann kann er dich…«

»Unsinn, er wird schon wissen, was er will. Nicht wahr, Professor Chandler?«

»Die… die Hände…«

Jetzt gab es für Bill Conolly kein Zurück mehr. Er war sowieso fasziniert von diesem Vorgang, den er mit eigenen Worten nicht erklären konnte.

Bill gierte danach wie ein Durstiger nach dem frischen Wasser.

»Professor, ich komme zu Ihnen…«

»Bill, bitte - nicht!«

Der Reporter hörte nicht auf Sheilas Warnungen. Vielleicht hatte er hier Gelegenheit, endlich einmal etwas Entscheidendes aus einer Zeit zu erfahren, in der es noch keine Menschen gegeben hatte. Er dachte sogar an seinen Beruf. Daraus einen Bericht zu machen, das wäre revolutionär, und der Reporter ergriff die einmalige Chance beim Schopf.

Er faßte zu.

Kaum hatte er die Hände des Professors berührt, da spürte er das Vibrieren, das sich auch auf seinen Körper übertrug. Er zitterte, als hätte er einen Kälteschock bekommen. Zunächst wollte er die Hände zurückziehen, denn die plötzliche Angst überflutete ihn wie eine gewaltige Woge. Dann jedoch wagte er alles.

»Bill, komm zurück!«

Er hörte Sheilas Stimme. Aber sie klang so seltsam. Wie aus einer unendlichen Ferne drang sie an seine Ohren. Sheila schien nicht mehr direkt hinter ihm zu stehen, sondern meilenweit entfernt zu sein. Oder von einem anderen Stern zu ihm zu sprechen, wobei ihre Stimme durch das All hallte und Raum und Zeit überbrückte.

Sheila hatte gesehen, und sie wußte auch, daß ihr Mann in einer großen Gefahr schwebte. War diese Gefahr tödlich? Man mußte mit allem rechnen. Nadine, die Wölfin, schien diese Gefahr stärker zu spüren, als die beiden Menschen.

Sie war kaum noch zu halten. Rannte um die beiden herum, hütete sich jedoch, sie anzuspringen.

Das war für Sheila Warnung genug.

Bill hatte sich da in eine Gefahr begeben, aus der er mit eigener Kraft nicht mehr herauskam, denn Sheila sah, wie sich sein Körper

veränderte.
Er war längst nicht mehr so fest und konturenscharf wie normal. Seine Umrisse wurden weicher, schienen zu flimmern, als wollten sie sich auflösen.
Sheila wußte nicht mehr, was sie noch unternehmen sollte. Sie selbst traute sich nicht, einzugreifen, denn ihr wäre vielleicht das gleiche Schicksal widerfahren, und dann wäre Johnny allein gewesen.
So blieb ihr nur die Hoffnung.
Die Frau hoffte vergeblich. Bill Conolly war nicht mehr zurückzuholen. Er steckte bereits inmitten des Kraftfeldes einer unfaßbaren Magie und wurde, ob er wollte oder nicht, mit den Folgen konfrontiert.
Vor den entsetzten Augen seiner Frau Sheila löste sich Bill Conolly auf.
Und mit ihm der Professor…

***

Bandor stand bereit!
Da er wie aus dem Nichts erschienen war, mußte er über ähnliche Kräfte verfügen wie Myxin und Kara. Sie beherrschten ebenfalls die Gebiete der Telekinese und Teleportation, das heißt, sie konnten, verstärkt durch Magie, ihre Handlungen selbst beeinflussen und steuern.
Bandor und Lupina!
Waren es Feinde? Man mußte es annehmen. Aber wieso, denn die beiden konnten sich nicht kennen, es sei denn, Lupina hätte schon zu Bandors Zeit gelebt, und dies erschien mir so gut wie unmöglich zu sein.
Ich schaute auf Lupinas Helfer. Sie rührten sich nicht vom Fleck, schienen zu Statuen geworden zu sein und erlebten ebenfalls einen Horror, denn auf uns wirkten sie wie gläserne Puppen.
Es war müßig, nach einer Erklärung zu suchen, dennoch meinte Suko:
»Die stehen an einer Schwelle zum Zwischenreich.«
»Wie meinst du das?«
»Vielleicht mischen sie in diesem magischen Dreieck Vergangenheit und Gegenwart?«
Diese Vermutung hatte schon ihre Berechtigung. Möglicherweise war dies der Fall, und so wären die Gegner vor unseren Augen entschwunden. Das wollte ich auf keinen Fall. Ich rechnete damit, daß die drei Wölfe immer wieder aus der Vergangenheit zurückkehren konnten. Um aber sicherzugehen, daß so etwas nicht geschah, mußten wir sie erledigen.
Falls uns Bandor die Arbeit nicht abnahm.

Ich nickte Suko zu. Er verstand das Zeichen, und so bewegten wir uns langsam und vorsichtig die Stufen der Treppe hinab. Direkt am Schauplatz des Geschehens konnten wir sicherer eingreifen, unsere Erfolgschance wuchs.

Zuerst entdeckte uns Bandor.

Beide sahen wir, wie der Dämonenjäger zusammenzuckte und seinen Blick starr auf uns gerichtet hielt. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als Störenfried aufzutreten und hoffte, daß Bandor nicht durchdrehte und uns als Feinde ansah.

So gut kannten wir ihn schließlich nicht, um eine Hand für ihn ins Feuer zu legen.

Lupina, die Bandor nicht aus den Augen gelassen hatte, merkte, daß sich etwas verändert hatte. Sie kniete nach wie vor auf dem Boden.

Manchmal wurde ihr Körper geschüttelt, als würden Wellen gegen ihn anlaufen, und sie drehte sich so gemächlich um, als hätte sie ungeheure Mühen mit ihren Bewegungen.

Dann entdeckte sie uns! Und Lupina sah sich in einer Klemme, denn sie wußte genau, daß noch zwei Feinde hinzugekommen waren.

Sie wollte etwas sagen, öffnete auch den Mund, brachte aber keinen Laut hervor. Stumme Worte schleuderte sie uns entgegen. Ich glaubte den Namen Sinclair von ihren Lippen abzulesen.

Wir gingen weiter.

Suko hielt sich an meiner Seite. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, daß er seine neue Waffe gezogen hatte. Er hielt die goldene Pistole in der rechten Hand.

Dann würde er sie auch einsetzen.

Ich sagte nichts. Sicher war diese Waffe, wenn mir auch deren Auswirkungen gegen den Strich ging, aber da konnte man nichts machen. Kam es hart auf hart, würde sie uns helfen.

Auch Bandor sah die Waffe. Sein Gesicht verzerrte sich. Er zeigte einen Schrecken, den ich zuvor noch nie bei ihm gesehen hatte. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß auch Bandor die goldene Pistole kennen mußte, denn vor ihr hatte er Angst.

Woher sie stammte, konnten wir nicht genau sagen. Vielleicht von einer alten, raumfahrenden, dämonischen Rasse, die damals die Urwelt besucht hatte.

Die Treppe kam uns plötzlich ungewöhnlich lang vor. Wir atmeten auf, als wir die letzte Stufe hinter uns gebracht hatten und nun inmitten dieses Gewölbes standen, das nun so gar keine Ähnlichkeit mit einem Bunker aufwies.

Hier mußte etwas anderes als nur ein Bunker gewesen sein. Dessen war ich sicher.

Auch sahen wir die geheimnisvollen Zeichen an den Wänden und Säulen jetzt deutlicher. Ihr Leuchten hatte sich zwar abgeschwächt,

reichte zum Glück immer noch aus, um das Gewölbe einigermaßen zu erhellen, so daß wir uns gut orientieren konnten.

Die drei Wölfe rührten sich nicht. Sie standen da, starrten uns an, wobei ich das Gefühl hatte, daß sie uns eigentlich gar nicht sahen, sondern durch uns hindurchblickten.

Mir kam eine gute Idee. Wenigstens hielt ich sie für gut. Ich wollte in das Dreieck hinein und an Lupina herankommen. Selten war die Chance dazu so günstig gewesen.

Suko sah mir an, daß ich irgend etwas vorhatte. Flüsternd stellte er seine Frage.

Ebenso leise gab ich die Antwort.

»Verdammt, John, das ist gefährlich!«

»Ich weiß, du kannst mir ja den Rücken decken.«

»Ob ich das schaffe?«

Wir hörten Lupinas Stöhnen. Ihr menschliches Gesicht zeigte einen verzerrten Ausdruck. Der Schweiß klebte dick auf ihrer Haut. Sie konnte sich kaum noch halten, und sie starrte auf Bandor, der ebenfalls vorging, wobei er sein Schwert senkte und mit der Spitze genau auf Lupina zielte.

Das sah mir nach einem Todesurteil aus!

Ich hielt den Atem an, als Bandor sich in Bewegung setzte. Mit jedem Schritt, den er zurücklegte, wuchs die Gefahr für die Königin der Wölfe, endgültig ihr dämonisches Leben zu verlieren.

Wurde damit auch Luparo getötet?

Ich wußte von der gefährlichen Doppelexistenz, die Lupina und ihr Sohn führten. Ob es Bandor bekannt war, stand in den Sternen.

»Er darf sie auf keinen Fall töten!« zischte ich Suko zu. »Ich werde ihr den…«

Ein Schrei unterbrach mich. Bandor hatte ihn ausgestoßen. Er ruckte plötzlich herum, schien meine Gedanken gelesen zu haben, und im nächsten Augenblick vergaß er alles.

Freunde waren wir nie gewesen, auch keine Feinde. Wie er mir allerdings entgegenkam, das roch sehr nach einer Feindschaft, und ich hatte erlebt, mit welch einer Meisterschaft er es verstand, sein Schwert zu führen.

Das wollte er mir beweisen, durch meinen Tod!

Blitzschnell überbrückte er die Distanz. Ich stand für einen Moment starr, weil ich zu überrascht war und nichts tun konnte. Das nutzte Bandor aus.

Sein gewaltiger Körper spannte sich noch einmal, dann fuhr die Klinge von oben nach unten auf mich zu, um mich in zwei Hälften zu spalten…

***

Suko erwies sich in diesen Augenblicken als Lebensretter. Er hatte die gesamte Szene mit großer Skepsis betrachtet. Zu viele Unklarheiten gab es noch, und er wollte nicht, daß sich sein Freund John Sinclair in eine sinnlose Gefahr begab.

Leider stand der Inspektor zu ungünstig. Er konnte John nur zu einer Seite hinschleudern, und dann würde er haargenau auf das Dreieck zufallen.

Der Schlag traf den Geisterjäger in dem Augenblick, als Bandor seine Klinge hoch über den Kopf schwang. Es war ein kraftvoller, harter Hieb, und er katapultierte John Sinclair nicht nur in das Dreieck mit den verblassenden Seiten hinein, sondern wuchtete ihn auch gegen Lupina, die dem Ansturm nichts entgegenzusetzen hatte und gemeinsam mit dem Feind zu Boden ging.

Suko konnte sich um seinen Partner nicht mehr kümmern, denn Bandor brüllte vor Wut und Enttäuschung furchtbar auf. Der mörderische Schlag hatte gefehlt, die Wucht trieb den Urmenschen nach vorn, die Klinge wurde zu einem blitzenden Halbkreis, fuhr mit der Spitze über den Steinboden und wirbelte eine bogenartige Funkenspur in die Höhe.

Suko wußte genau, daß Bandor nicht nur John Sinclair erledigen wollte, sondern nun auch ihn, denn er hatte dem Geisterjäger das Leben gerettet und damit genau das getan, was der Dämonenjäger nicht wollte.

Der Chinese bewegte sich mit der Geschmeidigkeit eines Raubtieres zur Seite. Es war sein Glück, denn Bandor fuhr sofort wieder herum, schleuderte seine Arme und damit auch die Klinge vor, um seinen Gegner zutreffen.

Wieder fehlte er. Im Kreis drehte er sich, stoppte plötzlich und sah Suko im Hintergrund der Höhle.

Nichts hielt ihn mehr.

Bandor rannte vor. Er vernahm zwar Sukos Ruf, aber der konnte ihn nicht stoppen. Die Instinkte des Urmenschen brachen voll in dem Dämonenjäger durch.

John Sinclair und Suko hatten etwas getan, was ihm gegen den Strich ging. Nach seiner Moral gab es dafür nur eine Strafe.

Die des Todes!

Das wußte auch Suko. Er hatte es leicht durch die Reaktionen des Mannes herausfinden können, und ihm war klar, daß er jetzt in einer großen Gefahr schwebte.

Suko hätte ihn mit Kugeln stoppen können, dann wäre Bandor vernichtet gewesen und wahrscheinlich auch Professor Chandler, der danach nicht mehr zurückkonnte.

Wie sollte sich Suko entscheiden?

Aus dem Dreieck hörte er seltsame Geräusche, konnte sich leider

nicht darauf konzentrieren, denn Bandor stellte eine zu große Gefahr für ihn dar.

Einem Kampf konnte Suko nicht mehr ausweichen!

Der Dämonenjäger kam. Leicht geduckt ging er. Kaum ein Laut war zu hören, da er die Beine vorsichtig bewegte. Noch hatte Suko Zeit, nach einer Möglichkeit oder Chance zu suchen, doch diese Sekunden schmolzen dahin, und ihm blieb eigentlich nur eine Chance, Bandor für eine gewisse Weile zu stoppen.

Bevor das Schwert den Chinesen erreichen konnte, hatte dieser seinen Stab gezogen. Für die Zeitspanne von fünf Sekunden gelang es ihm, die Zeit anzuhalten, wenn er ein bestimmtes Wort rief.

»Topar!«

Es hallte dem anderen entgegen, der im selben Moment zu einer Figur wurde.

Bandor konnte nicht mehr weiter. Er fror in der Bewegung ein und war auch nicht mehr fähig, seine gefährliche Waffe zu schwingen. Suko überwand rasch die trennende Distanz und fixierte vor allen Dingen das Schwert mit der langen Klinge.

Bandor hielt es in der rechten Hand. Wie fest sich seine Finger, um den Griff geklammert hatten, merkte Suko erst, als er sie lösen wollte. Er mußte sich ungemein anstrengen, schaffte es auch beim ersten Versuch nicht, die Finger nach außen zu biegen und keuchte wild auf, als es ihm endlich nach einigen Mühen gelang, drei der fünf Finger in die Höhe zu bekommen. Trotzdem mußte Suko dem Dämonenjäger das Schwert noch aus der Hand reißen. Dabei taumelte er zurück, und es gelang ihm auch, an Bandor vorbeizuschauen. Sein Blick fiel auf das Dreieck.

Es war leer!

Keine Spur mehr von John Sinclair, Lupina und den drei Wölfen. Diese Tatsache traf den Chinesen hart. Sie lenkte ihn für einen Augenblick von seinem eigentlichen Problemen ab, bis er das Brüllen hörte und sich wieder auf Bandor konzentrierte.

Da war es fast schon zu spät.

Der Urmensch befand sich bereits auf dem Wege zu ihm, tauchte direkt vor seinem Gesicht auf und schlug nach Suko. Er nahm nicht die geballte Faust, sondern hatte die Finger nur ein wenig nach innen gekrümmt. Der Inspektor wurde vom Ballen der Hand voll getroffen.

Es war ein Tritt wie von einem Pferd, der ihn genau unter dem Kinn traf.

Zwar rutschte er an der linken Seite ein wenig ab, weil Suko seinen Kopf zurückgenommen hatte, dennoch wuchtete ihn der Treffer so weit zurück, daß er gegen die Wand krachte.

Nun konnte Suko zum Glück viel einstecken. Mancher Mensch wäre bewußtlos geworden, nicht der Inspektor. Zudem wußte er, um was es

ging. Er durfte Bandor keinesfalls zur Entfaltung kommen lassen und mußte alles einsetzen, was er zu bieten hatte.

Die goldene Pistole hatte Suko vorher weggesteckt. Er wollte nicht zum letzten Mittel greifen, aber er hielt noch das Schwert fest. Sehr deutlich merkte er das Gewicht der Waffe. Selbst Suko fiel es nicht leicht, die Klinge hochzustemmen und sie waagerecht zu halten. Zudem hatte er Sehprobleme. Der Treffer war zu hart gewesen, wobei Suko zudem glaubte, der Kopf wäre um das Doppelte seines eigentlichen Ausmaßes angeschwollen.

Bandor stoppte seinen Schritt. Er war unschlüssig geworden. Es gefiel ihm überhaupt nicht, vor seinem Gegner zu stehen und auf die Klinge zu starren.

Der Instinkt sagte ihm, daß er es nicht wagen konnte, sich auf den Mann zu stürzen, er wäre unweigerlich in die Klinge hineingefallen, und das hätte sein Ende bedeutet.

Suko stützte seine rechte Hand mit der linken ab, damit er das Schwert halten konnte. Trotzdem bildete es mit dem Arm keine gerade Linie, sondern wies mit der Spitze im schrägen Winkel nach unten. Hatte es Sinn, den Mann überhaupt anzusprechen?

Suko wollte es zumindest versuchen. Unter Umständen konnte er mit seinen Worten und seiner Stimme den anderen beruhigen und ihn überzeugen, daß keine Feindschaft zwischen ihnen bestand, sondern sie im Gegenteil mehr zusammenhalten mußten.

»Bandor!« sagte Suko. »Bandor, hörst du mich?«

Der Urmensch lauschte tatsächlich auf den Klang der Stimme. Er stand da, hatte seinen mächtigen Oberkörper leicht vorgebeugt und die Augen ein wenig verengt. Die Angriffshaltung jedoch hatte er nicht aufgegeben, und er schüttelte auch den Kopf, als hätte er Sukos Worte begriffen, um sie gleichzeitig zu verneinen.

Bandor wollte nicht nachgeben.

Er ging weiter.

Auch Suko trat vor. Er setzte alles auf eine Karte. Bandor sollte sehen, daß er vor ihm keine Furcht hatte. Während Suko sprang, drückte er seine Arme so weit nach vorn, daß auch die Spitze der Waffe in Bandors gefährliche Nähe geriet. Suko hoffte, daß der andere zurückweichen würde, das tat er nicht.

Er glitt nur zur Seite, und Suko erlebte, daß der Besitz der Waffe für ihn zu einem Hindernis wurde. Seine Reaktionen liefen nicht mehr so schnell ab. Für den anderen war er zu langsam, und Bandor glitt an der Klinge vorbei, wo er sich abstieß und auf den Chinesen zuhechtete.

Im letzten Augenblick schleuderte Suko das Schwert weg, dann prallte er mit dem Dämonenjäger zusammen.

Der Inspektor konnte sich nicht mehr fangen. Wieder wurde er gegen

die Wand geschleudert, doch diesmal blieb Bandor am Mann. Von einer Kampftechnik hatte er höchstens etwas gehört, wenn es darum ging, mit Waffen zu streiten.

Bei Faustkämpfen verließ er sich auf die reine Kraft und den Überlebenswillen.

Bandor rammte seinen Kopf vor.

Suko verzog das Gesicht, als er den Schlag gegen den Brustkorb mitbekam. Er fiel wieder nach hinten und riß sein Knie hoch. Diesmal traf er. Bandor ächzte, wurde ein wenig schlapp, und es sah so aus, als könnte er es nicht mehr schaffen, sich an den Schultern des Inspektor festzuhalten, vor allen Dingen deshalb nicht, weil Suko zweimal noch nachsetzte.

Zudem bekam er seine Arme frei und schlug mit den Handkanten zu. Es waren kurz angesetzte Schläge, gegen gute Stellen gezielt, und die Treffer schüttelten den Gegner durch.

Er wankte zurück.

Plötzlich hatte Bandor kein Interesse mehr an Suko. Er war mit sich selbst beschäftigt, als er versuchte, die Unsicherheit in seinen Schritten zu überwinden. Keuchende und gurgelnde Laute drangen dabei aus seinem Mund. Er schüttelte auch den Kopf und schlenkerte mit beiden Armen.

Suko hätte eigentlich nachsetzen müssen, der Gegner bot ihm die Chance, aber er wollte ihn nicht bewußtlos schlagen. Vielleicht konnte Bandor noch nützlich sein.

Der Urmensch atmete stoßweise. Langsam legte er den Kopf schief, seine Augen glitzerten, obwohl sich allmählich ein trüber Schleier auf die Pupillen legte.

In Kampfstellung stand Suko vor seinem Gegner. Ein Bein vorgeschoben, das andere ein wenig zurückversetzt. Die Hände waren diesmal zur Karatefaust geschlossen, und Suko war bereit, sofort nachzustoßen.

Etwas mühsam bekam Bandor seinen Kopf hoch. Vielleicht war es sogar Unglaube, der sich in seinem Gesicht ausbreitete, denn mit den Fäusten war er bisher wohl noch nicht besiegt worden.

Aber er erholte sich und kam wieder.

Damit hatte Suko kaum gerechnet. Bandor schlug um sich. Seine Arme glichen dabei sich bewegenden Dreschflegeln, er wollte den Gegner unbedingt treffen, war für Suko aber zu langsam.

Geschickt tauchte der Chinese unter den Armen weg und kam selbst zu zwei Treffern.

Der erste riß den Dämonenjäger nach links, der zweite brachte ihn wieder in die Gerade, dann explodierte der dritte Schlag an seinem Körper, und der schmetterte ihn zu Boden.

Es klatschte, als Bandor hart aufschlug, wobei er nicht besiegt

worden war, denn er drehte sich ein paarmal um die eigene Achse, und Suko erkannte Bandors Vorhaben leider zu spät.

Bandor wollte an sein Schwert.

Als Suko ebenfalls auf die Waffe zusprang, hob Bandor ein Bein und klemmte es zwischen Sukos Füße.

Der Inspektor fiel nach vorn. Zwar fing er den Sturz gut ab, dennoch lag er auf dem Boden und drehte sich über die Schulter herum, wobei er sah, daß Bandor schon den Schwertgriff umklammert hielt. Der Urmensch war in diesem Fall schneller gewesen.

Triumphgebrüll jagte durch das Gewölbe. Im Liegen noch hob Bandor den Arm, um die Klinge nach unten und in Sukos Körper rasen zu lassen.

Zum Glück lag Suko soweit von seinem Gegner entfernt, daß dieser sich erst noch strecken mußte und wegen dieser Bewegung wertvolle Zeit verlor.

Diese kleine Sekunde nutzte der Inspektor zu seinen Gunsten aus. Er griff unter sein Jackett, wollte eigentlich die Beretta ziehen, doch seine suchenden Finger packten nicht den Griff dieser normalen Waffe, sondern den der goldenen Pistole.

Suko gab sich selbst Schwung, rollte herum und zog seine Waffe. Sofort richtete er die Mündung auf Bandor.

Der wollte schlagen. Dies stand in seinem breitflächigen Gesicht zu lesen, aber er zögerte, denn er schaute direkt in die Mündung der seltsamen Waffe.

Die Szene erstarrte.

Keiner der beiden unternahm etwas. Wenn Bandor sich fürchtete, dann sicherlich vor dieser Pistole, die er aus der fernen Vergangenheit her kannte.

»Nun?« fragte Suko nach einer Weile. »Willst du zuschlagen?« Natürlich hatte ihn Bandor nicht verstanden, trotzdem hoffte der Chinese, daß der Dämonenjäger den Sinn der Worte begriff.

Die Blicke der beiden bohrten sich ineinander. Es war eine unwirkliche, künstliche Situation, und beide Parteien schienen sich in einem Vakuum zu befinden, wobei keiner den Mut besaß, sich daraus zu lösen. Jeder wartete auf ein Zeichen des anderen.

Es war Bandor, der den Anfang machte. Zuerst begann sein Arm zu zittern, dann drehte er sich zur Seite und ließ das Schwert allmählich sinken.

Suko atmete auf. Er nahm dieses Friedensangebot, von dem er hoffte, daß es ernst gemeint war, gern an. Auch er steckte die goldene Pistole wieder weg.

Doch wie sollte es weitergehen? Mit Bandor war eine Verständigung so gut wie unmöglich, es sei denn, er versuchte es mit Magie, was ebenso schwierig sein konnte.

Zum Zeichen seiner friedlichen Absichten drehte Suko dem Dämonenjäger den Rücken zu und schaute auf das magische Dreieck. Viel war nicht mehr zu sehen, verblaßt waren die einst so kräftigen roten Seiten dieser Figur. Verschwunden Lupina, ihre Helfer und auch der Geisterjäger John Sinclair.

Suko begann seinen Rundgang. Jetzt besah er sich die Wände. Er entdeckte die seltsamen Zeichen, die ein Unbekannter hineingedrückt und deren Leuchten stark abgenommen hatte. Nur noch sehr blaß wirkten sie und hoben sich kaum von der Oberfläche des Gesteins ab.

Eine gewisse Ratlosigkeit erfaßte Suko. Er wußte nicht, was er unternehmen sollte, deshalb spielte er mit dem Gedanken, einfach zu den Conollys zurückzufahren.

John Sinclair hatte er verloren. Wer konnte schon sagen, wo ihn die alte Magie hingeschleudert hatte?

Bandor kam ihm nach. Auch er schaute auf das Dreieck, aber sein Blick blieb stumpf. Kein Erkennen zeichnete sich darin ab.

»Was sollen wir tun?« Suko sprach ihn direkt an.

Irgendwie schien Bandor ihn verstanden zu haben, denn sein Gesicht hellte sich auf. Er nickte entschlossen und trat plötzlich dort hinein, wo auch John Sinclair und Lupina gestanden hatten.

Suko wollte ihm schon folgen, als er zurückzuckte, denn ein mörderischer Schrei drang aus der Kehle des Dämonenjägers. Er zuckte in die Höhe, stieß sein Schwert dabei fast bis gegen die Decke und sackte danach zusammen.

In gekrümmter Haltung, den Kopf nach vorn gerichtet, blieb er liegen.

Uber ihn aber tanzte die Luft und bildete eine Figur.

Jemand entstand.

Ein Wolf.

Luparo - Lupinas Sohn!

***

Ich sah noch das mörderische Schwert, wie es auf mich niederfuhr, dann bekam ich einen Stoß, der mich über die Grenze und damit in die Mitte des allmählich verblassenden Dreiecks katapultierte. Suko hatte mich damit überrascht, deshalb gelang es mir nicht mehr, mich noch rechtzeitig genug abzustützen. Ziemlich hart krachte ich zu Boden.

Dabei riß ich die kniende Lupina noch mit um, und beide lagen wir plötzlich am Boden.

Eine wahrliche irre, verrückte Situation, mit der ich auch noch nie konfrontiert worden war. Zwei Todfeinde wie wir lagen sich plötzlich hautnah gegenüber.

Ich konnte es kaum fassen, und Lupina erging es ähnlich. Nur war sie

im Gegensatz zu mir durch die fremde Magie geschwächt, und sie starrte gleichzeitig noch auf mein Kreuz.

Jetzt hatte ich die einmalige Chance, beide zu erledigen. Nämlich Lupina und Orapul oder Luparo, ihren Sohn.

Mit dem Dolch wollte ich es machen.

Ich riß ihn aus der Scheide, in meinen Augen mußte der unbeugsame Wille stehen, denn Lupinas Fell sträubte sich, ein Zeichen, daß sie unter furchtbaren Angstzuständen litt.

»Aus!« zischte ich, hob den Arm mit der Waffe und…

Der Schlag traf mich voll, ohne Vorwarnung. In der Luft blieb mein Arm hängen, als hätte eine starke Hand das Gelenk umklammert. Ich brachte die Hand nicht mehr nach vorn, so sehr ich mich auch bemühte andere, magische Kräfte waren wesentlich stärker als ich und hielten mich zurück.

Lupinas Gesicht wurde zur Grimasse. Ich hörte ihr scharfes Keuchen, dann ein schrilles Lachen, das sehr schnell leiser wurde, weil ein Rauschen heranwehte, das uns beide umfing.

Im nächsten Moment war alles anders. Da wurden die Wände des Bunkers plötzlich dünn, sie zogen sich auseinander, so daß sie in wellenförmige Bewegungen ausliefen, und eine ferne Kraft, die ich nicht kannte, vernebelte meinen Geist.

Auch die drei Diener der Lupina verschwanden. Ich hörte noch ihr Fauchen, dann traf mich ein Schlag, der mein Bewußtsein rigoros auslöschte und mich in Sphären hineinschleuderte, die von einem menschlichen Hirn nicht zu begreifen waren.

Mich umfing die Schwärze der Dimensionen…

***

Etwas tropfte auf mein Gesicht. Im ersten Augenblick dachte ich an Wasser, öffnete die Augen und wunderte mich, daß ich klar sehen konnte und nichts mehr spürte.

Keine Kopfschmerzen, kein dumpfes Gefühl, einfach nichts. Es war völlig normal. Und ich erkannte auch, daß nicht Wasser auf mein Gesicht fiel, sondern eine andere Flüssigkeit, die aus den Augen einer Frau rann und mit dem Wort Tränen bezeichnet wurde.

Jemand weinte.

Es war Sheila Conolly. Sie kniete über mir und schaute mich an, während ihre Lippen meinen Namen hauchten.

»John, John«, sagte sie immer wieder. »Mein Gott, ich kann es nicht fassen. Wo kommst du so plötzlich her? Es war…« Ihre Stimme versagte, und ich dachte erst jetzt richtig nach, indem ich mich gleichzeitig auch umschaute.

Verdammt, ich lag im Haus der Conollys. In deren Wohnraum, der ziemlich groß war und zur Terrasse hin durch ein breites, bis zum

Boden reichendes Fenster abschloß.
Das verstand wer wollte. Ich jedenfalls nicht. Als ich auf die Beine kam, hielt Sheila mir ihre helfende Hand entgegen, die ich dankend annahm.
Noch ein wenig weich in den Knien stand ich da und sah auch Nadine in einer Ecke. Sie kam nicht zu mir, sondern beäugte mich nur mißtrauisch.
Ich drehte mich zu Sheila um. Sie war dabei, ihre Tränen mit einem kleinen Tuch abzutrocknen und fragte mich jetzt: »Wo kommst du eigentlich her, John?«
»Das kann ich sagen. Wir haben an einem Klärwerk einen Bunker gefunden, sind hineingestiegen und…« Ich stoppte meinen Redefluß.
Es hatte keinen Sinn, alles lang und breit zu erklären. Sheila würde es nicht verstehen.
»Bill ist weg!« sagte sie mit erstickt klingender Stimme.
»Wieso das denn?«
Sie hob die Schultern. »Ich… ich begreife es nicht. Dabei hatte ich ihn gewarnt.«
»Mädchen.« Ich ging auf Sheila zu und faßte sie an beiden Schultern.
»Das mußt du mir genauer erklären. Wo ist er hingegangen? Weshalb hat er das Haus verlassen.«
»Das hat er ja nicht«, rief sie verzweifelt und weinend. »Wirklich nicht, John!«
»Und trotzdem ist er verschwunden?«
»Ja, John, ja.«
Ich wußte, daß Sheila Schlimmes hinter sich hatte und drückte sie zunächst in einen Sessel. »Jetzt sei mal ganz ruhig und berichte bitte der Reihe nach. Wieso und weshalb ist Bill verschwunden? Das muß doch einen Grund haben.«
Den hatte es. Ich hörte zu, wie mir Sheila in stockenden Worten von den unheimlichen Ereignissen berichtete. Daß Bandor weg war, wußte ich ja, daß es gleichzeitig einen Tausch zwischen ihm und dem Professor gegeben hatte, war mir neu. Ausgerechnet Chandler hatte Bill Conolly mitgenommen. Einfach so.
»Kannst du mir sagen, John, wo die beiden jetzt stecken?« Sheila fragte es verzweifelt, und sie schaute mich bittend an.
Ich aber mußte ablehnen. »Tut mir leid, Sheila, ich kann dir nichts sagen, wirklich nicht.«
Sie stöhnte auf und schüttelte den Kopf. »Grauenhaft ist das«, flüsterte sie. »Da sitzt man hier untätig herum und kann sich nicht helfen. Ich würde gern etwas für Bill tun, glaub mir das, aber ich…« Sie schüttelte den Kopf.
Hilflos stand ich neben ihr. Der Fall war wider Erwarten kompliziert geworden. Ich glaubte fest daran, daß wir in irgendeine Magie

regelrecht eingebrochen waren. Wir hatten sie gestört, in ihrem Fluß unterbrochen und mußten nun den Tribut zahlen.

Ein wenig Hoffnung blieb mir trotzdem. Professor Chandler war zurückgekehrt. Unter Umständen in einem Austausch mit mir.

Möglicherweise hatten sich die Magien überkreuzt, deshalb war es zu den nicht voraussehbaren Situationen gekommen.

»Kannst du denn nichts tun?« fragte Sheila mich.

Ich hob die Schultern. »Im Moment weiß ich nicht ein noch aus. Da gibt es zudem ein Problem. Ich bin ja nicht allein auf diese magische Reise gegangen, sondern mit vier Dämonen!«

»Was?« Sheila wurde kalkweiß.

»Ja, ich muß es dir sagen. Es waren Lupina und drei ihrer Werwolf-Diener, die mich begleiten sollten.«

»Und wo sind sie jetzt?«

»Das ist die Frage«, sagte ich. »Sogar die große Frage, wie du dir vorstellen kannst.«

Sheila schaute sich um. »Hier habe ich sie nicht gesehen. Vielleicht sind sie von dir getrennt worden.«

»Was ich schwer hoffe.«

»Doch, John, dich habe ich dort gesehen.« Sheila streckte den Arm aus und deutete auf den Sessel. »Da bist du erschienen und dann auf den Boden gerutscht.«

Ich dachte eine Weile nach. »Ansonsten hast du wirklich nichts entdeckt, Sheila?«

»Nein, wenn ich es dir sage.«

»Ich glaube dir ja«, erwiderte ich und lächelte, bevor ich weiter darüber nachdachte, wie man den Fall beenden konnte. Man hatte mich hier einfach aus dem Spiel gebracht, durch leichte magische Tricks. Wahrscheinlich wollten sie sich um Suko, Bandor und Bill kümmern.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als ich schnelle Schritte hörte.

Sie klangen dort auf, wo eine der Wohnzimmertüren in den Flurgang führte.

Auch Sheila hatte die Schritte gehört. »Das ist Johnny«, sagte sie und lief auf die Tür zu.

Bevor sie diese erreichte, wurde sie bereits aufgestoßen, und der Nachwuchs stand auf der Schwelle. Johnny trug einen bunten Schlafanzug mit kurzen Hosen, sein Gesicht zeigte einen verschlafenen Ausdruck, in der rechten Hand hielt er einen Teddy, den ich ihm vor zwei Jahren einmal geschenkt hatte.

»Johnny, mein Kleiner.« Sheila ging neben ihrem Sohn auf die Knie und hob ihn hoch. »Du sollst doch in dein Bett gehen und schlafen.«

»Du hast geweint, Mummy, nicht?«

Sheila lachte unecht. »Das sieht nur so aus, mein Schatz. Ich bringe dich wieder ins Bett.«

»Kommt Nadine nicht mit?« fragte er.

Wir schauten dorthin, wo die Wölfin hockte. Sie blickte den Kleinen an, ansonsten tat sie nichts. Schließlich war Johnny ihr kleiner Liebling, und ich konnte ihr Verhalten einfach nicht fassen.

»Nadine wird gleich kommen. Leg du dich mal wieder hin, Johnny.«

»Aber ich habe Angst.«

»Das brauchst du nicht«, erwiderte Sheila mit ruhiger Stimme. »Onkel John ist auch da.«

Ich kam einige Schritte näher. »Wovor hast du denn Angst, Johnny?«

»Vor den komischen Männern.«

Ich wurde mißtrauisch. »Welche Männer?«

»Die ich draußen gesehen habe. An meinem Fenster. Sie… sie hatten Köpfe wie Tiere.«

Da wußte ich Bescheid. Johnny konnte nur die drei Werwölfe gemeint haben. Und wenn sie in der Nähe waren, dann mußte ich auch mit Lupina rechnen.

Wir schwiegen. Unwillkürlich glitt mein Blick zum Fenster. Ich schaute in den Garten. Sheila hatte das Licht brennen lassen, deshalb war es dort nicht dunkel.

Ich sah die Gestalten.

Drei Werwölfe, die ich bereits innerhalb des Bunkers gesehen hatte.

Nebeneinander schritten sie her, bildeten eine Linie und kamen quer über den Rasen und die Terrasse auf das breite Fenster zu. Sie brauchten nichts zu sagen oder zu unternehmen. Allem ihre Anwesenheit reichte aus, um mir einen Schauer über den Rücken rinnen zu lassen. Jetzt hatte auch Sheila die drei gesehen. Ich hörte ihren erschreckten Ausruf und sah, wie sie zurückwollte.

Doch da stand ein Hindernis.

Lupina!

Ich wollte meine Waffe hervorreißen, als die Königin der Wölfe bereits reagierte. Ihre Krallen legten sich von hinten um Sheilas Kehle, und sie benutzte gleichzeitig die Frau als Deckung.

»Das war's dann, John Sinclair«, erklärte sie kalt und begann zu lachen…

***

Ein Irrenhaus sah zwar anders aus, Suko glaubte sich trotzdem in eine solche Anstalt versetzt.

Das durfte nicht wahr sein. Plötzlich stand Lupinas Sohn vor ihm, dieser gefährliche Werwolf, der gleichzeitig ein so herrliches, kraftvolles Tier war.

Er kam als Wolf, nicht als Mutation, und Suko schaute auf das dichte,

fast schwarze Fell des Tieres, das gesträubt war und deren Spitzen leicht zitterten.

Ein prachtvolles, ein fantastisches Tier, gleichzeitig aber eine gefährliche Bestie, deren Mordgier unübertroffen war. Orapul oder Luparo zeigte sich zumeist als normaler Wolf. Von seiner Mutter Lupina wurde er abgöttisch geliebt. Er war auch gleichzeitig durch eine Art von Doppelexistenz mit ihr verbunden und hatte sie sogar gegen die Wirkung geweihter Silberkugeln geschützt.

Dies alles wußte Suko, und er fragte sich, wie es kam, daß nur Luparo erschien und nicht auch seine Mutter?

Der Wolf blieb innerhalb des fast völlig verschwundenen Dreiecks stehen. Er schüttelte sich ein paarmal und bewegte danach seinen Kopf.

Einmal starrte er Suko an, dann wieder Bandor. Beide Männer sprachen nicht. Suko wollte auch wissen, wie Bandor reagierte, ob vielleicht so etwas wie ein Erkennen in seinen Augen aufleuchtete.

Der Urmensch wartete.

Sekunden vergingen. Auch der Wolf tat nichts. Ruhig blieb er stehen, als müßte er sich überlegen, wen er zuerst angreifen und zerfetzen sollte.

Bandor regte sich als erster. Zunächst schüttelte er nur den Kopf, als könnte er nicht fassen, was er da mit eigenen Augen sah. Im nächsten Moment begann er zu sprechen. Die Worte drangen stockend aus seinem Mund, waren für Suko jedoch zu verstehen, denn Bandor sprach mit der Stimme des Professors.

»Bevor die Menschen waren, waren die Wölfe. Sie töteten, um zu überleben. Ihr Zauber ist uralt, und dieser Wolf gehört zu den gefährlichsten!«

Während er die Worte sprach, zeigte sein Gesicht keine Regung. Völlig emotionslos hatte er die Worte ausgestoßen. Für Suko waren sie so etwas wie eine Kampfansage an Orapul.

Bandor beendete seine Rede und nickte. Dabei hob er seine breiten Schultern an, das Gesicht wurde kantig, und alles deutete darauf hin, daß er sich in Kampfstellung begab.

Bandor gegen Luparo!

Suko überlegte, ob nicht er in den Kampf eingreifen sollte. Der Werwolf war gefährlich, aber Bandor hatte das Schwert, und er hatte sich in einer furchtbaren Zeit behaupten müssen, als Ungeheuer und fremde Völker die wahren Herren der Erde gewesen waren. Sicherlich würde er auch gegen Luparo ankommen.

Suko hatte sich so auf das Tier konzentriert, daß er erst jetzt merkte, wie hell es inzwischen geworden war. Dies lag an den geheimnisvollen Zeichen in den Wänden und Säulen. Sie hatten einen neuen Magieschub bekommen und glühten stärker auf.

Und sie gaben Luparo Kraft!

Unter dem dichten Fell spielten die Muskeln. Wenn er sie bewegte, übertrug sich dies auch auf sein Fell, so daß es wirkte, als würden unsichtbare Hände drüber streichen.

Bandor war bereit. Er kündigte dies durch seinen Kampfschrei an, und Luparo nahm ihn an.

Er sprang.

Das geschah sehr schnell. Suko konnte es kaum mit den Blicken verfolgen, denn der Wolf wuchtete sich aus dem magischen Dreieck, dessen Seiten jetzt dunkelrot glühten, und jagte mit einem gewaltigen Satz auf seinen Gegner.

Bandor schwang die Waffe. Er führte zwei blitzschnelle Schläge und hätte den Wolf auch fast getroffen, doch der, kaum hatte er den Boden berührt, drückte seinen Körper nach unten und rollte sich herum, so daß die Klinge wirkungsvoll durch die Luft schnitt. Nicht ein Haar seines Fells wurde Luparo abgetrennt, Sofort stand er wieder, drehte sich, huschte zur Seite und schlug dabei noch einen Bogen. Er wollte seinen Gegner von der anderen Seite her angreifen, aber Bandor ließ sich nicht in die Defensive drängen. Jetzt war er selbst der Angreifer.

Er lief dem Wolf entgegen. Schlagund stoßbereit hielt er sein Schwert in der rechten Hand. Die mächtige Klinge glänzte, wenn sie von dem farbigen Licht getroffen wurde. Manchmal leuchtete sie in allen Farben des Spektrums auf, und Bandor stieß einen Kampf schrei aus, der wie ein Donner aus seinem Mund hallte.

Suko konnte sein Gesicht erkennen. Es zeigte einen ungeheuren Kampfeswillen, war verzerrt, und er führte einen mächtigen Rundschlag durch, der schräg von oben nach unten lief, und dem Luparo nichts entgegenzusetzen hatte.

Konnte er ausweichen?

Zumindest versuchte er es. Suko und Bandor vernahmen ein erschreckt klingendes Jaulen, als er sich gleichzeitig zu Boden warf, dabei überrollte und trotzdem von der Klinge erwischt wurde.

Sie zog einen langen Schnitt in sein Fell, trennte es an der Seite auf und hinterließ eine blutende Wunde.

Bandor schritt weiter, als er dies sah. Auch Suko starrte auf Luparo, der sich vor Schmerzen krümmte, sein Maul weit aufgerissen hatte und gelblichen Geifer spie. Eine Lache hatte sich bereits unter ihm ausgebreitet. Sie war sehr dunkel, denn die Flüssigkeit, die aus der Wunde strömte, konnte man nicht als normales Blut bezeichnen. Es war ein fremdes, ein dämonisches, schwarzes Blut, so wie es fast alle Wesen der Finsternis in sich trugen.

War Luparo erledigt?

Nein, er kämpfte weiter. Zwar mußte er mörderische Schmerzen haben, doch aufgeben wollte er nicht. Er schaffte es, durch einen

blitzschnellen Sprung vom Boden hochzukommen und dem nächsten Hieb zu entgehen. Mit schnellen Schritten lief er in den Hintergrund des Gewölbes, um erst einmal aus Bandors Nähe zu geraten.

Der Urmensch nickte zufrieden. Zum Zeichen des Sieges hob er seine Klinge, schaute sich die Spitze an und sah auch das Blut des Werwolfs, das an dem Stahl nach unten rann. Es tat ihm gut, dies zu sehen, denn es bewies ihm, daß er auf dem besten Wege war, den Gegner zu vernichten. Dieser Wolf sollte nicht mehr leben.

Suko nickte Bandor zu. Ein Zeichen, daß der Inspektor mit dem einverstanden war, was der Dämonenjäger vorhatte. Bandor hätte sich auch nicht abhalten lassen. Sem alter Trieb war wieder durchgebrochen.

Kämpfen, um zu überleben, so lautete die Devise, und ihr würde er immer nachkommen, solange er existierte.

Sollte er es wirklich schaffen, Luparo zu besiegen - und alles deutete darauf hin -, würde es Suko interessieren, wie Lupina darauf reagierte.

Konnte sie dann noch die Macht halten, die sie inzwischen über andere Wölfe besaß?

Lupina würde durchdrehen. Vielleicht war das auch ihr Ende, wenn Orapul verging.

Allem aus diesem Grunde drückte der Inspektor dem Dämonenjäger beide Daumen, daß er es schaffte. Und wenn nicht, nun ja, Suko war schließlich auch noch da.

Luparo hatte sich so ziemlich in die hinterste Ecke des Bunkers verzogen. Er hockte dort, und seine gelben Augen leuchteten wie zwei kalte Sterne. Aus seinem Maul drang ein dumpfes Knurren. Manchmal bewegte er den Kopf und leckte das schwarze Blut aus seiner Wunde.

Es schien ihn doch härter erwischt zu haben, als es zunächst den Arischem gehabt hatte.

Bandor war nicht aufzuhalten. Er ging nicht mehr, sondern sprang. Es waren seltsame Sprünge, die ihn voranbrachten, sie wirkten irgendwie ungelenk, fast stolpernd, aber er überwand sehr schnell die trennende Distanz.

Luparo stellte sich hin.

Suko war ebenfalls mit Bandor gegangen. Er konnte den Werwolf ausgezeichnet erkennen und sah sehr deutlich, daß dessen Flanken zitterten. Ein Zeichen seiner Erregung oder seiner Schwäche, weil er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Bandor heulte vor Triumph. Man konnte Angst bekommen, wenn man die Laute hörte, die als schauriges Echo durch den Bunker hallten und auch von Orapul vernommen wurden.

Und der reagierte darauf so, wie Suko es nie im Leben von ihm erwartet hätte.

Luparo warf sich vor Bandor auf den Rücken!

Überrascht blieb der Dämonenjäger stehen. Mochte er auch aus einer Zeit stammen, in der es noch kerne menschliche Sprache und auch keine Menschen im eigentlichen Sinne gegeben hatte, diese Geste war ihm schon sehr bekannt.

Auch heute noch wurde sie von den Tieren praktiziert. Es war das Zeichen, daß sie aufgaben und einen stärkeren Feind als Sieger anerkannten.

Luparo hielt sich an dieses ungeschriebene Gesetz. Er zeigte sich wehrlos und gab damit auf.

Ein Dämon und Aufgabe? Das konnte Suko kaum glauben. Er rechnete mit einem Trick. Schon immer waren dämonische Wesen nicht mit irgendwelchen menschlichen Maßstäben zu messen gewesen, auch nicht mit tierischen, denn so einfach konnte Orapul es seinem Gegner nicht machen. Das ging wider seine Natur.

»Vorsicht!« warnte Suko den Dämonenjäger, wobei er hoffte, daß dieser einen lichten Moment hatte und ihn verstand.

Bandor reagierte nicht auf Sukos Wort. Er ging weiter und blieb erst dicht vor Luparo stehen, um seine Waffe langsam zu senken. Der Urmensch hatte das Zeichen ebenfalls anerkannt. Er war der Sieger in diesem Kampf.

Suko zog seine goldene Pistole. Als er sich den beiden näherte, schlug er einen Bogen und kam von der rechten Seite. Jetzt besaß er einen besseren Blickwinkel, denn er wollte sehen, ob es dem Werwolf tatsächlich ernst war.

Das Tier lag auf dem Rücken. Es hatte die Pfoten erhoben, während aus seiner langen Schnittwunde weiterhin das dunkle Blut floß und sich auf dem Boden sammelte. Die gelben Augen waren verdreht, so daß er seinen Bezwinger anschauen konnte.

Was würde Bandor tun?

Zunächst einmal nichts. Er stand da und starrte auf den Besiegten hinab.

Dann erschien Suko in seinem Sichtkreis. Bandor drehte den Kopf, sah den Chinesen und zog seine Lippen zu einem Lächeln in die Breite. In diesen Sekunden achtete er nicht auf seinen angeblich besiegten Gegner.

Das rächte sich.

Sukos Mißtrauen war berechtigt gewesen, denn Luparo hatte nicht aufgegeben. Eine fast perfekte Täuschung war ihm gelungen. Er hatte nur Zeit gebraucht, um Kräfte zu sammeln. Plötzlich drehte er sich und schnellte gleichzeitig hoch.

Ein gewaltiger, kraftvoller Sprung. Der Wolf wurde zu einem Schatten, Sukos Warnschrei gellte, Bandor flirrte herum, bekam sein Schwert wieder, doch er war nicht schnell genug. Luparo wuchtete gegen ihn und hackte seine scharfen Zähne in die nackte Schulter des

Urmenschen, der diesem Anprall nicht standhalten konnte und rücklings zu Boden stürzte…

***

War es das wirklich? Das Aus, meine ich.

Ich konnte und wollte es nicht glauben, doch alle Anzeichen sprachen für Lupina. Sie hielt in diesem Augenblick sämtliche Trümpfe in der Hand, und das waren nun mal Sheila und ihr Sohn Johnny. Wenn ich eine falsche Bewegung machte, würde sie sofort zudrücken. Ein blitzschneller Biß konnte Sheilas Leben ein Ende setzen.

Und sie hielt noch drei weitere Trümpfe in der Hinterhand. Es waren ihre Diener, die jetzt vor der Scheibe standen und in den Wohnraum starrten.

Die Wölfe hatten gewonnen!

Ich fragte mich verzweifelt, wie es ihr gelungen war, in das Haus einzudringen, aber Lupina war schon immer raffiniert gewesen und hatte alle Möglichkeiten ausgeschöpft.

Die Siegerin!

Sie fühlte sich so, denn ihr Gesicht zeigte genau die Gefühle, die sie empfand.

Freude und Triumph!

Ich konnte nichts tun. Trotz meiner Waffen war ich in diesem Fall hilflos und mußte nur den Anordnungen der Werwölfe Folge leisten.

Ich war gespannt darauf, wie es weiterging, und Lupina ließ sich auch nicht lange bitten. Sie gab mir den Befehl, die Terrassentür zu öffnen.

»Geh hin, Sinclair, und laß meine Freunde rein!«

Ich zögerte, dann schaute ich in die Gesichter der Frau und des Jungen, las das Entsetzen darin, das stumme Flehen und Bitten, und mir war klar, daß ich es machen würde.

Ich nickte, bevor ich mich in Bewegung setzte und auf die Tür rechts neben dem Fenster zuschritt. Ich lief wie auf Eiern. Vorsichtig, nur keine Bewegung machend, die Lupina hätte mißverstehen können.

Bewaffnet war ich. Nur, was nutzten mir meine Waffen in diesem Augenblick. Sogar das Kreuz hing offen vor meiner Brust. Ich würde nicht dazu kommen, es einzusetzen, denn bis ich es aktiviert hatte, konnte Lupina längst getötet haben.

Der Griff war kühl, als ich ihn zwischen den Fingern fühlte. Ich mußte ihn herumhebeln.

Emen Blick nach links warf ich. Die drei Wölfe hatten sich in Bewegung gesetzt, als ich vor der Tür stehengeblieben war. Wenn sie aufschwangt wollten sie sofort ins Zimmer treten.

Ich zog sie nach innen und trat selbst einen Schritt zurück, damit die

drei Platz hatten.

Dann blieb ich stehen.

Sie schritten der Reihe nach in das Zimmer und auch an mir vorbei. Zum erstenmal konnte ich sie richtig aus der Nähe sehen. Ich schaute in ihre Gesichter. Es waren Monstervisagen. Schrecklich verzerrt, mit einem dunklen Fell bewachsen, breiten Mäulern und erbarmungslosen Augen, die mich drohend musterten.

Beim letzten, auch dem größten zudem, mit dem breitesten Kopf versehen, erkannte ich das feuchte Schimmern an seinem Maul. Es war Geifer, der allmählich eintrocknete.

Sie beeilten sich sogar, an mir vorbeizukommen, denn sie hatten das Kreuz auf meiner Brust gesehen…

Einer von ihnen mußte dieser Roscoe Gable sein. Wer, das wußte ich nicht.

Hinter mir hörte ich Lupinas Stimme. Sie gab ihren Dienern Anweisungen, wie sie sich aufzustellen hatten. Während ihrer Worte drehte ich mich um.

Die Königin der Wölfe hatte ihre Haltung nicht verändert. Nach wie vor stand sie da und war bereit, ihrer Geisel die Kehle zu zerfetzen. Wie ich Lupina einschätzte, schaffte sie das mit einem Schlag ihrer gefährlichen Pranken. Sie würde vor nichts Rücksicht nehmen, ein Leben zählte für sie nicht. Da war es egal, ob es sich dabei um das einer Frau, eines Mannes oder gar eines Kindes handelte.

»Du kannst dich wieder dahin stellen, wo du schon einmal gestanden hast, Sinclair!« befahl sie mir.

Vielleicht hatte sie Angst, daß ich aus der offenen Tür nach draußen laufen konnte, aber das brauchte sie nicht zu haben. Mir war das Leben der beiden Menschen wichtiger.

Ich nickte und kam der Aufforderung nach. Dieser Standort war auch besser, so konnte ich all meine Gegner im Auge behalten.

Die drei Werwölfe hatten sich so aufgebaut, daß ich eingekreist war. Und die Königin der Bestien lauerte vor mir, wobei sie mich anschaute und weiterhin ihre Pranken um Sheilas Hals lagen.

Sheila trug den Kleinen. Es war zwar nicht viel Zeit vergangen, und Johnny konnte man nicht gerade als ein Schwergewicht bezeichnen, trotzdem würde sie Kraft brauchen, um ihren Sohn für längere Zeit auf den Armen zu halten.

Schon jetzt war es sehr anstrengend für sie. Ich sah ihr verzerrtes Gesicht, den Schweiß auf der Haut und den verzogenen Mund. All dies deutete daraufhin, daß sie Johnny nicht mehr lange halten konnte.

Vielleicht hatte Lupina ein Einsehen, wenn ich sie darum bat, deshalb sagte ich: »Laß sie wenigstens den Kleinen absetzen. Bitte!«

»Natürlich, gern«, erwiderte Lupina zu meiner Verwunderung. »Aber nur, wenn du deine Waffen zur Seite legst. Los, Sinclair, wirf sie weg!«

Das hatte ich mir gedacht. Die Aufforderung hatte noch gefehlt. Konnte ich mich weigern? Nein! Ich mußte meine Waffen nehmen und auf den Boden werfen. Da half alles nichts.

»Beeil dich!«

»Schon gut«, sagte ich, streifte das Kreuz über meinen Kopf und schleuderte es zur Seite. Dabei hütete ich mich, es einer der Bestien zu nahe kommen zu lassen. Lupina würde sofort kalt und gnadenlos reagieren.

»Pistole und Dolch auch, Sinclair!«

Klar, daß sie darauf nicht verzichten konnte. Beides warf ich in die Nähe meines Kreuzes.

Erst jetzt zeigte sich Lupina zufrieden. Sheila durfte Johnny loslassen.

Der Kleine sprang zu Boden. Er wollte auf mich zulaufen, ich hörte Lupinas Zischlaut, und auch Sheila verstand.

»Bleib bei mir, Kind!« schrie sie und riß ihren Sohn an der Schulter zurück.

Lupina lachte. »Es war gut, daß du so reagiert hast, Sheila Conolly. Ich hätte dich getötet!«

Sheila schauderte, als sie die Worte vernahm, hielt sich ansonsten aber sehr tapfer. Sie hatte eine Hand auf Johnnys Schulter gelegt. Er sollte den Kontakt spüren und wissen, daß er nicht allein dastand.

Lupina lachte plötzlich. Den Grund ihrer Heiterkeit konnte ich verstehen, denn sie hatte es geschafft und sah mich wehrlos vor sich. »Weißt du, Sinclair, eigentlich müßte ich dir dankbar sein, denn du hast in meinem Sinne gearbeitet. Ich wußte schon damals, als ich mich von der Mordliga trennte, daß sie keine Zukunft mehr haben würde. Ich bekam recht. Die Mordliga existiert nicht mehr. Auch gibt es keinen Solo Morasso. Er ist ebenso erledigt, wie seine Nachfolgerin Lady X oder Vampiro-del-mar. Du hast wirklich dafür gesorgt, daß mit diesem Übel aufgeräumt wurde. Und dafür möchte ich dir danken. Die Gegner werden weniger, ich kann mich frei entfalten. Und eigentlich stehst nur du mir noch im Weg, Sinclair. Deshalb werden meine drei Diener den Befehl bekommen, dich zu töten, und ich bin gespannt, ob es dir gelingen wird, als Waffenloser gegen diese Bestien anzukommen.«

Daß es so ähnlich laufen würde, hatte ich mir schon gedacht. Nur wollte ich wenigstens wissen, was Lupina vorhatte und weshalb sie das alles inszenierte.

»Wer sind diese drei?« fragte ich. »Ich möchte schließlich die Namen meiner Mörder wissen.«

Sie lachte. »Das ist pervers, Sinclair, wirklich pervers. Du hast dich nicht geändert. Schade, wir hätten gut zueinander gepaßt. Damals, als du dich in mich verliebtest und als Werwolf herumgelaufen bist. Aber lassen wir das. Ich will dir die Namen nennen. Die drei heulen Roscoe,

Wayne und Gordon. Drei Männer, die ein Erbe in sich trugen, von dem sie jahrelang nichts wußten, denn ihre Väter waren es gewesen, die ihnen das Erbe eingepflanzt hatten. Du warst selbst in dem Bunker, der neben dem Klärwerk liegt. Es ist vor einigen Jahrzehnten angelegt worden, und zwar von den Vätern dieser drei. Sie entdeckten diese Höhle und bauten sie zu einem Bunker aus. Das ist eigentlich alles. Nur wußten sie nicht, daß die Höhle älter war als die Menschheit. Sie hat die Zeiten überdauert, und sie konnte dies nur deshalb, weil ihr finstere Kräfte dabei halfen. In dieser Höhle lebt die Magie. Eine uralte Magie, und zwar die der Wölfe. Sie waren mit die ersten, die sich gegen Ungeheuer und fremde Wesen von anderen Sternen oder aus anderen Dimensionen wehren mußten. Und sie waren schlau. Sie arrangierten sich mit einigen mächtigen Dämonen und schufen eine Wolfsmagie. Damit legten sie den Grundstein für die Werwölfe. Sie wurden in dieser Zeit geboren, und sie lernten es, zu überleben. Völker und Rassen verschwanden. Sie gingen unter, kehrten nie mehr zurück, weil sie ausgerottet wurden, die Werwölfe aber blieben bestehen. Bevor die Menschen waren, waren die Wölfe, und die drei Männer, die den Bunker ausbauten, wußten davon nichts. Sie wunderten sich nur über die Zeichen, merkten nicht, daß die Magie dabei war, in ihre Körper einzudringen und sie zu verseuchen.«

»Waren es nur die drei?« fragte ich.

»Ja.«

»Es haben doch während des Krieges auch andere Menschen in dem Bunker Unterschlupf gefunden. Auch sie müssen…«

»Nein, sie müssen nichts, Geisterjäger. Denn der Bunker blieb leer. Es kümmerte sich niemand darum. Es gab andere Ausweichbunker, in denen die Menschen Schutz finden konnten, und so blieb es nur bei den dreien. Aber sie gaben die Magie weiter, und sie kam erst bei ihren Söhnen richtig zum Ausbruch. Diese drei, die du hier im Zimmer siehst, wurden zu Werwölfen! Das spürte ich, denn wie du weißt, bin ich immer auf der Suche nach meinen Artgenossen und Verbündeten. Ich entdeckte sie, holte sie zu mir und mußte erkennen, daß ich auf die uralte Magie gestoßen bin. Es gelang mir, sie zu aktivieren, denn ich zeichnete ein magisches Dreieck auf den Boden und benutzte genau die Zeichen, die mir überliefert worden waren. So hatte ich einen Zeitkanal geschaffen. Allerdings ahnte ich nicht, daß wir damit einem anderen Zeitenwechsler in die Quere kamen. Diesem Professor Chandler, der schon einmal gelebt hat. Und zwar in der Zeit, als die Magie der Werwölfe entstand. So kam es eben zu diesem Zeitenwechsel, den ich nicht mehr ändern kann. Es ist auch nicht schlimm. So wird es mir auf diese Weise gelingen, in andere Zeiten zurückzukehren und vielleicht noch viel von der uralten Wolfsmagie zu lernen. Jetzt weißt du Bescheid, John Sinclair!«

Ja, das wußte ich. Und mir war verdammt nicht wohl in meiner Haut.

Lupina hatte es geschafft, die magischen Kräfte wieder einmal voll für sich einzuspannen. Sie konnte die Zeiten wechseln, mit einfachen Mitteln einen Tausch durchführen, all dies gelang ihr, wenn ihr die Magie der Urzeit gewogen blieb. Und weshalb sollte sie es nicht? Schließlich gehörte auch sie zu den Wölfen.

»Ich habe nicht vergessen, John Sinclair, daß du mich hast töten wollen. Nun drehe ich den Spieß um. Ich lasse dich von meinen drei Dienern umbringen und schaue zu, um dir vielleicht den letzten Todesstoß zu versetzen.«

Aus diesen Worten sprach all der Haß, den sie gegen mich hegte.

Lupina hatte alles eingesetzt, und sie würde diesmal Siegerin sein. Ihre große Stunde hatte geschlagen.

Ich schaute Sheila an. Sie hielt sich tapfer, stand aber da, als wäre sie zu einer Salzsäule erstarrt, wobei ihre rechte Hand nach wie vor auf Johnnys Schulter lag.

Mir war vieles klar geworden, allerdings nicht dieser seltsame Zeitenwechsel. Über ihn dachte ich angestrengt nach, denn Bill Conolly war nach wie vor verschwunden. Man hatte ihn in den Zeitkanal kurzerhand hineingerissen, ohne daß er sich dagegen wehren konnte.

»Wo steckt Bill Conolly?« fragte ich Lupina.

Ihr Gesicht, das hinter Sheilas Schulter zu sehen war, verzog sich zu einem Lächeln. »Ich kann es dir nicht sagen. Wenigstens nicht genau. Ihn wird die Magie erfaßt haben, denn auch mir gelang es leider nicht, sie zu kontrollieren. Wahrscheinlich befindet er sich in der tiefsten Vergangenheit. Sollte ich ihn auf einer meiner Reisen dorthin treffen, werde ich ihm einen Gruß von John Sinclair bestellen. Von einem toten John Sinclair.« Sie begann zu lachen, stoppte ihren Redefluß und funkelte mich an. »Ich finde alles, was ich will, auch meinen Sohn, denn er ist von mir getrennt worden, als wir die magische Reise unternahmen.«

Das war neu für mich. »Wie ist das möglich? Anscheinend beherrscht du die Magie nicht so, wie du es dir selbst vorgestellt hast. Oder irre ich mich?«

»Du irrst dich nicht, aber ich werde es lernen. Bald weiß ich, wie die Wölfe überlebt haben und mit welchen Schwierigkeiten sie fertig wurden, um gegen die feindliche Umwelt bestehen zu können. Und meine Macht wird wachsen. Den Anfang mache ich mit deiner endgültigen Vernichtung, John Sinclair. Reißt ihn auseinander!« schrie sie plötzlich ihren Dienern zu.

Das war natürlich der Befehl, auf den sie schon lange gelauert hatten.

Nichts, was sie lieber getan hätten, und sie setzten sich zur gleichen

Zeit in Bewegung.
Sheila schrie auf. »Das… das kannst du doch nicht machen!« brüllte sie, wollte weg, aber Lupina hatte es erkannt und drückte ein wenig fester zu.
Die Frau stöhnte.
Johnny stand noch immer vor ihr. Auch er hatte Angst. Tränen liefen über sein Gesicht. Den kleinen Teddy hatte er aus der Hand rutschen lassen. Er lag am Boden.
Ich stellte mich auf den Kampf ein.
Einen Werwolf hätte ich unter Umständen geschafft, aber gegen drei anzugehen, das war schon mehr als schlecht. Ich schielte zu meinen Waffen. Kreuz, Beretta und Dolch lagen nebeneinander, aber in einer für mich unerreichbaren Ferne. Da konnte ich nicht hin, die anderen hätten mich sofort daran gehindert und Sheilas Leben wäre kernen Pfifferling mehr wert gewesen, ebenso wie das des Jungen.
Sie zogen den Kreis enger.
Drei Bestien, die nach Blut gierten. Angetrieben durch Lupinas Mordbefehl, dachten sie an nichts anderes mehr, als mir, ihrem Gegner, den Tod zu bringen.
Die Lücken zwischen ihnen wurden kleiner. Auch ich blieb nicht ruhig stehen, drehte mich im Kreis und schaute mich nach einer anderen Waffe um. An meine eigene kam ich nicht heran. Ich hätte durch die Lücke zwischen zwei Bestien laufen müssen, doch die war zu eng.
Ihre Mäuler hatten sie aufgerissen.
Gefährliche Reißzähne blitzten in beiden Kieferhöhlen. Gelblicher Geifer und Schaum sprühte in ihren Rachen.
Ich sprang zur Seite. Sofort zuckten sie in meine Richtung, einer rannte auf mich zu, da hatte ich bereits einen kleinen Beistelltisch angehoben und hämmerte ihn dem Werwolf auf den Kopf.
Er wurde sehr hart getroffen, fauchte wütend und torkelte zur Seite.
Für einen Moment hatte ich freie Bahn zu meinen Waffen. Ich startete und hörte gleichzeitig die schrille Stimme der Werwölfin.
»Sinclair, nein!«
Aus vollem Lauf stoppte ich.
Da sprangen die beiden mir am nächsten stehenden Wölfe. Für den Bruchteil einer Sekunde blieb mir noch der Blick auf Lupina, und ich sah, wie sich ihr Gesicht in einem panischen Schrecken verzerrte, bevor sie gehend aufbrüllte.
Dann waren die Wölfe bei mir!

***

Bandor lag auf dem Boden, und Luparo kniete auf ihm. Sein Gebiß hatte sich im Schulterfleisch des Dämonenjägers verfangen, eine große

Wunde gerissen, und Suko sah, wie dickes Blut hervorquoll.

Der Urmensch schrie.

Wahrscheinlich vor Schmerzen. Es konnte aber sein, daß er nun begriff, was ihm angetan worden war, daß er in eine Falle geraten war, aus der er nicht mehr herauskam.

Wer von einem Werwolf gebissen wurde, konnte selbst zu einer solchen Bestie werden!

An diesen Satz mußte Suko denken, als er Bandor auf dem Boden liegen sah. In der Vergangenheit hatte dieser Urmensch allen Gefahren getrotzt, die auf ihn zugekommen waren. In der Gegenwart hatte es ihn erwischt.

Luparo knurrte. Er biß sich noch weiter fest, bevor Suko eingreifen konnte. Auch das Schwert half Bandor nichts mehr. Sem rechter Arm lag flach auf dem Boden, er war in diesem Kampf nicht mehr zu gebrauchen.

Als Suko die beiden fast erreicht hatte, ließ Luparo seinen Gegner los und kreiselte herum. Er hatte jetzt Suko gesehen, und von seinem ersten Erfolg beflügelt, wollte er auch den zweiten Feind vernichten. Aus der Drehung wuchtete er sich hoch.

Schnell wie ein Phantom war er. Die blutige Schnauze hatte er weit aufgerissen, und er wollte dem Chinesen an die Kehle springen, um diese durchzubeißen.

Mit einer geschickten Bewegung gelang es Suko, dem Wolfskörper auszuweichen. Luparo sprang ins Leere, kam wieder auf seine Füße und kreiselte sofort wieder in Sukos Richtung.

Aber er war langsamer geworden. Die Verletzung machte ihm zu schaffen. Vielleicht hatte er inzwischen auch zu viel von seinem dämonischen Blut verloren, jedenfalls bekam Suko Zeit genug, die Mündung der goldenen Pistole auf ihn zu richten.

Nicht einmal hatte er bisher damit geschossen. Diesmal wollte er es tun.

Suko war sich darüber im klaren, welch eine Kettenreaktion er damit auslösen konnte. Wenn er die Beretta oder die magische Peitsche nahm, erzielte er den gleichen Erfolg. Es war also egal, mit welch einer Methode er sich Luparo vom Hals hielt.

Suko zielte genau. Und als Luparo sich abstoßen wollte, drückte der Inspektor ab.

Keine Kugel drang aus der Mündung, sondern eine seltsame Flüssigkeit, deren Farbe irgendwo zwischen Rot und Gelb lag. Der schwere Wolfskörper war breit genug. Suko konnte ihn überhaupt nicht verfehlen, und er hörte sogar, wie das Zeug gegen das Fell des Tieres klatschte.

Sofort sprang Suko zurück. Aus sicherer Entfernung sah er zu, wie sich die schleimige Masse, die eine ähnliche Wirkung besaß wie der

Todesnebel, ausbreitete.
Das ging blitzschnell, und Luparo konnte sich nicht dagegen wehren. Er war diesem magischen Schleim hilflos ausgeliefert. Nach seinem Sprung war er zu Boden gefallen, wollte natürlich wieder hochkommen, doch der Schleim hinderte ihn daran. Er war sehr fest, sah zwar durchsichtig aus und sehr dünn, aber seine Zähigkeit konnte auch durch die größte Kraft nicht überwunden werden.
Im Nu befand sich der Wolf innerhalb einer großen Blase, die leicht auf den Boden tickte, in die Höhe gedrückt wurde, dann wieder zurückfiel, bevor das Spiel von neuem begann.
Und noch etwas geschah. Aus dem unteren Teil dieser gefährlichen Blase schoben sich teleskopartig zwei lange, dunkle, dünne Berne, die an Antennen erinnerten, wobei die Kugel nun in der Lage war, sich selbst fortzubewegen.
Sie schaukelte von einer Seite zur anderen. Dieses Schaukeln übertrug sich auch auf den gefangenen Wolf, der verzweifelt bemüht war, die Haut der Kugel zu zerreißen.
Es gelang ihm nicht.
Er versuchte alles. Preßte seine Pfoten dagegen, wollte an der Innenwand hochlaufen, kam jedoch nur immer bis zur Hälfte, dann rutschte er ab, sein eigenes Gewicht drückte ihn nach hinten, kippte um und fiel wieder dorthin, wo sich die untere Rundung der Kugel befand und sich etwas gebildet hatte, was die Kugel schon seit ihrer Entstehung produzierte.
Eine unheimliche, alles Organische zerfressende Säure.
Und der Werwolf bestand aus organischen Stoffen.
Die Säure fraß sich in sein Fell. Zuerst wurde es stumpf, nahm dabei einen grauen Ton an, als hätte man den Körper mit Staub überpudert.
Dies war erst der Beginn, denn sehr schnell ging es weiter, und die Säure entfaltete ihre gesamte Kraft.
Sie löste das Fell auf. Suko schaute zu. Mit eigenen Augen sah er, daß Luparo, Lupmas Sohn, vernichtet wurde. Es gab kerne Chance mehr für ihn, die Magie der Kugel war stärker.
Sem Widerstand erlahmte. Zwar schlug er noch immer mit seinen Pfoten um sich, kratzte und versuchte auch zu beißen, doch an der Schnauze hatte sich die Haut bereits aufgelöst, so daß Suko die ersten Knochen erkannte.
Das Gebiß wurde zerstört, die Augen lösten sich aus den Höhlen. Sie rannen dabei wie zwei Kugeln an den Resten des Halses hinab und vereinigten sich mit dem säureähnlichen Schleim am Boden der Kugel.
Orapul brach zusammen.
Er konnte sich nicht mehr halten. Seine Sehnen waren zerstört, es gab kerne Kraft mehr, die Beine knickten unter ihm weg, und der so mächtige Werwolf fiel in das sich in der Kugel angesammelte

Säurebad, wo er sein Leben endgültig aushauchte.
Sukos Gesicht zeigte harte Linien, als er dem Todeskampf zuschaute.
Mitleid hatte er nicht mit dieser Bestie. Zu viele Menschen hatten durch sie bereits ihr Leben lassen müssen, nun endlich wurde auch sie vernichtet. Lupinas Sohn starb, sie aber würde weiterleben, doch wie würde sie es verkraften?
Das war die Frage, die sich Suko jetzt schon stellte. Im Augenblick fand er keine Antwort. Sein Interesse galt dem sterbenden Werwolf, dessen ehemals so stolzer Körper nur noch aus Resten bestand. Das meiste waren Knochen, alles andere hatte die Kugel bereits vernichtet.
Eine Kugel, die lebte, die genau wußte, wo Feinde standen und die gleichzeitig unersättlich war. Auf den antennenförmigen Beinen drehte sie sich herum und wandte sich Suko zu.
Der ließ sie kommen.
Zwar hatte der Werwolf es nicht geschafft, die Kugel zu zerstören, Suko jedoch traute es sich zu, denn er besaß magische Waffen und brauchte sie nicht mit Pfoten oder Zähnen anzugehen.
Die goldene Pistole stellte er weg und holte die Peitsche hervor. Es sah locker und lässig aus, als er einmal einen Kreis über den Boden schlug und die drei Riemen aus der Öffnung rutschten. Sie fielen so weit, daß sie mit ihren Spitzen den Boden berührten.
Suko visierte sein Ziel noch einmal genau an und sprang aus dem Stand los.
Die Peitsche schwang er dabei über die Schlüter. Die drei magischen Riemen kippten erst nach hinten, bevor die Gegenkraft sie wieder vorschleuderte, über die Schulter des Angreifers hinweg und auf die wandernde Kugel zielten.
Sie breiteten sich kurz vor dem Zusammenprall aus, und das war am wichtigsten.
Volltreffer.
Man konnte die Reaktion mit dem eines Ballons vergleichen, so platzte die Kugel auseinander. Suko sprang hastig nach hinten, denn er wollte von den umherfliegenden Tropfen nicht unbedingt getroffen werden. Das schaffte er auch, und er schaute zu, wie sich die Kugel auflöste, als Schleim zu Boden rann, dort liegenblieb und allmählich austrocknete, wobei sie die Knochenreste des Luparo umgab.
Das war's also!
Suko atmete tief ein. Er hätte sich nie träumen lassen, einmal Luparo besiegen zu können, aber das Buch des Schicksals schlug immer wieder unbekannte und mit Überraschungen gespickte Seiten auf.
Luparo war zwar erledigt, trotzdem sah Suko noch eine weitere Aufgabe vor sich. Er mußte sich um Bandor kümmern, den der Werwolf noch kurz vor seinem Tod erwischt hatte.
Der Urmensch lag auf dem Rücken.

Suko erschrak, als er ihn sah. Es hatte ihn schwer erwischt. Die Zähne des Wolfes waren spitz wie Messer gewesen, und man konnte die Wunde an der Schulter schon als handgroß bezeichnen. Sie blutete sehr stark. Mit einem einfachen Verband war da nichts zu machen.

Noch etwas kam hinzu. Der letzte Biß des Werwolfs hatte vielleicht auch den magischen Keim gelegt, so daß Bandor ebenfalls zu einer ähnlichen Bestie werden konnte.

Noch war es nicht sicher, deshalb wollte Suko auch seiner menschlichen Pflicht nachkommen und sich zunächst einmal um den Dämonenjäger kümmern. Er mußte ihn aus dem Bunker und zum Wagen schaffen. Dort konnte er ihm zunächst einen provisorischen Verband aus der Autoapotheke umlegen.

»Kannst du auf die Füße kommen?« fragte Suko ihn.

Bandor verstand ihn nicht, er verzog nur das Gesicht. Erst als Suko ihm seine Hand entgegenstreckte, begriff er. Mit der freien Linken faßte er den Chinesen an und ließ sich von ihm auf die Füße helfen. Auch das Schwert nahm der Inspektor mit. Er steckte es in die Schlaufe des einfachen Gürtels, den Bandor an der Hüfte trug.

Gehen konnte der schwere Urmensch kaum. Suko mußte ihn stützten.

Er sorgte dafür, daß Bandor seinen Arm um ihn legen konnte, und so bewegten sich die beiden Männer auf die Treppe zu.

Die Füße des Dämonen Jägers schleiften über den Boden. An der Treppe hatte er große Mühe, sein Bein in die Höhe zu bekommen, Suko half ihm auch hier.

Es wurde zu einer regelrechten Tortur für ihn, Bandor nach oben zu bringen und buchstäblich ins Freie zu schieben. Wo sie hergegangen waren, kennzeichnete eine Blutspur ihren Weg und auch im Wald hinterließen sie diese Spur.

Bandor sprach nicht. Er stöhnte nur, manchmal biß er auch die Zähne zusammen, daß es knirschte, aber er hielt sich ausgezeichnet und brach nicht zusammen.

Suko besaß einen zweiten Wagenschlüssel. Er lehnte Bandor an den Bentley und holte so rasch wie möglich die Autoapotheke hervor. Dort fand er, was er brauchte. Der Verband färbte sich allerdmgs.

In der Zwischenzeit hatte sich einiges ereignen können, dies war Suko sehr wohl bewußt, und er wollte sich erkundigen, wie es bei John Sinclair gelaufen war.

Suko glaubte daran, daß der Geisterjäger sich noch bei den Conollys aufhielt und wählte deren Nummer.

Dort hob niemand ab.

Sorge zeichnete das Gesicht des Chinesen. Sein nächster Anruf galt Scotland Yard, und zwar Sir James.

Den bekam er sofort an die Strippe, denn der Superintendent war

nicht nach Hause gefahren.

Falls er vielleicht etwas geschlafen hatte, rissen ihn die nächsten Worte aus seiner Lethargie. Suko erklärte ihm stichwortartig wie es gelaufen war und daß er bei den Conollys kerne Verbindung bekommen hatte.

»Fahren Sie sofort hin?« fragte Sir James.

Suko warf einen Blick auf den Verletzten. Er hoffte, daß Bandor eine genügende Kondition besaß und durchhielt. »Ja, Sir, ich werde zu den Conollys kommen.«

»Gut, dann schicke ich einige Einsatzwagen los!«

***

Was ich in den folgenden Minuten erlebte, würde ich nie vergessen können. Es war nicht nur der Schrecken schlechthin, sondern einfach etwas Unwahrscheinliches.

Aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen.

Die beiden Werwölfe stürzten sich auf mich. Sie kamen von verschiedenen Seiten, ich mußte praktisch in ihre mörderische Zange geraten, doch es gelang mir, unter ihnen hinwegzutauchen, so daß sie mich nur streiften, aber nicht verletzten.

Mein Blick wurde wieder frei, und ich entdeckte Sheüa sowie den kleinen Johnny auf dem Boden liegend. Sheila hatte sich schützend über ihren Sohn geworfen, sie war auch nicht verletzt, Lupina hatte ihre Drohung nicht wahrgemacht.

Weshalb?

Den Grund sah ich sehr schnell. Er spielte sich hinter Sheila in dem Dielengang ab.

Und er hieß Lupina!

Bevor sich die Werwölfe auf mich stürzten, hatte ich noch ihr furchtbares Schreien vernommen. Niemand hatte ihr äußerlich etwas getan, und trotzdem litt sie Höllenqualen. Ihren Wolfskörper wuchtete sie gegen die Wand, hatte den menschlichen Kopf in den Nacken geworfen und brüllte während des Schreiens immer nur einen Namen.

»Luparo! Luparo…!«

Weshalb tat sie das? Rief sie ihn um Hilfe? Das war nicht möglich, schließlich wären sie und er eine Person.

Aber die Magie hatte sie getrennt!

Da heulte sie plötzlich auf. Ein schauriges Gebrüll, das meine Trommelfelle fast zerriß, und ich vernahm auch die Worte, die sie ausstieß. »Vernichtet. Er hat ihn vernichtet - Luparo, mein Sohn…«

Ich zuckte zusammen. Sollte Luparo tatsächlich tot sein? Wenn das stimmte, dann…

Ich konnte mich nicht mehr auf Lupina konzentrieren, denn hinter mir hörte ich ein irres Fauchen.

Mein Gott, die drei Wölfe. Die hatte ich fast vergessen. Zu sehr hatte ich mich auf Lupina konzentriert.

Ich warf mich nach vorn, verbannte Lupina, da andere Dinge mehr zählten.

Dabei wurde ich am Hosenbein erwischt. Die Krallen zerfetzten den Stoff, mehr allerdings nicht, und ich schaute, als ich zu Boden prallte, in Sheilas und Johnnys erschreckte Gesichter!

»Weg!« schrie ich den beiden zu. »Lauft weg!«

Sie rührten sich nicht. Ich konnte mich auch nicht um die beiden kümmern, denn ich mußte erst noch mit den Bestien fertig werden, als ich mich auf den Rücken rollte, sah ich sie vor und über mir.

Mir kam er wie ein wahres Gebirge vor. Aus seinem offenen Maul klatschte mir der stinkende Geifer auf die Kleidung.

Beine anziehen, vorschnellen lassen, Treffer. Tief wühlten sich meine Füße in das Fell. Der Werwolf wurde zurückgeschleudert und riß fast noch einen seiner Artgenossen mit um. Beide behielten die Balance, während ich auf die Füße sprang und mit einem Hechtflug versuchte, die Waffen zu erreichen.

Anders konnte ich sie nicht packen.

Ich war zu kurz gesprungen. Bäuchlings landete ich auf dem Teppich, schleuderte einem Werwolf noch eine Vase entgegen und warf mich wuchtig in einen Sessel, der dem Schwung nicht gewachsen war, umkippte und ich über die Lehne hinweg auf der anderen Seite wieder zu Boden krachte. Im gleichen Augenblick sprang ich schon wieder hoch, drehte mich,, legte die Hände gegeneinander und holte zu einem Rundschlag aus, der einem der Bestien fast den Kopf abriß.

Er flog zur Seite, und für mich war der Weg zu den Waffen für einen winzigen Moment frei.

Wie ein Falke auf seine Beute, so stürzte ich auf Kreuz, Beretta und Dolch zu.

Die Pistole bekam ich zuerst zwischen die Finger. Ich wirbelte mit ihr im Anschlag herum und sah ein breites Ziel.

Dicht unter das weit aufgerissene Maul der Bestie zielte ich und drückte ab.

Musik war das Peitschen des Schusses in meinen Ohren. Das geweihte, silberne Geschoß hieb in die breite Brust der Bestie und wuchtete sie zurück. Torkelnd ging der Werwolf nach hinten, bevor er gegen den Tisch stieß und rücklings über ihn fiel.

Halb auf dem Tisch und halb auf einem Sessel liegend hauchte er sein dämonisches Leben aus.

Das sah ich nicht mehr, denn noch hatte ich zwei weitere Gegner vor mir.

Einer wollte unbedingt töten. Aber nicht mich, sondern Sheila und das Kind. Er hetzte mit gewaltigen Sprüngen auf die beiden zu, die

sich soeben aufgerappelt hatten, um tatsächlich zu fliehen. Als sie den Werwolf sahen, standen sie vor Schreck starr.

Ich mußte verdammt schnell sein.

Und ich war es.

Ich schwenkte die Pistole und feuerte zweimal dicht hintereinander. Mit diesen beiden Treffern, die in den Rücken des Monstrums wuchteten, rettete ich das Leben von Sheila und Johnny Conolly.

Der dritte Werwolf war übrig. Er fiel mich an.

Ich hatte zwar sehr schnell reagiert, und der gesamte Vorgang hatte nur Sekunden gedauert, aber auch die Bestien schliefen nicht. Der letzte Werwolf fiel mich an.

Er kam von der Seite, seine Krallen hieben zu, und sie erwischten mich noch, obwohl ich nach hinten sprang. Dabei hatte ich das Pech, über ein herumliegendes Möbelstück zu stolpern, fiel lang auf den Rücken, und jetzt sah die Bestie ihre Chance.

Sie wuchtete auf mich nieder. Dabei gelang es ihr, mit einer Pranke meinen rechten Arm festzunageln, so daß ich die Beretta nicht mehr einsetzen konnte.

Eine andere Waffe trug ich nicht bei mir. Es blieben nur die Fäuste. Aber davon konnte ich nur die linke einsetzen, und die hämmerte ich in die Fratze des Werwolfes, ohne etwas zu erreichen, denn so war diese Bestie nicht zu besiegen.

Sperrangelweit stand ihr Maul offen, als sie den Kopf weiter nach unten beugte, um in meine Kehle zu beißen.

Ich stemmte mich gegen den Griff.

Vergebens. Der Körper war zu schwer, und ich bekam auch meine Beine nicht hoch, sondern konnte sie nur andrücken, aber damit schaffte ich den Werwolf nicht von mir weg.

Waren das meine letzten Sekunden?

Im selben Augenblick fiel ein Schatten über die Bestie, wurde höher und länger, und ich glaubte, etwas Spitzes zu sehen.

Dann raste der Schatten nach unten.

Es war ein wuchtiger, unerhört hart geführter Stoß, der mitten ins Ziel traf, und zwar in den Rücken der Bestie.

Scharf riechender und faulig stinkender Raubtieratem streifte mein Gesicht. Der gelbe Geifer quoll im Maul der Bestie auf, vermischte sich mit Blut, und gleichzeitig lockerte sich der Griff, so daß ich den Werwolf zur Seite schieben konnte.

Neben mir krachte er zu Boden.

Nun hatte ich einen freien Blick.

Sheila stand vor mir. Ihre Arme bildeten die Seiten eines Dreiecks und fanden sich vor dem Schoß zusammen, wobei die Hände den Griff eines Dolchs umklammert hielten.

Meines Dolches!

Damit hatte Sheila zugestoßen und mir somit das Leben gerettet. Sie stand da und weinte, während sich Johnny gegen ihr rechtes Bein drückte und sie zu trösten versuchte…

***

Als ich die Sirenen hörte, stand ich auf. Wenig später stürmten Polizisten über das Grundstück, und ich erfuhr, daß Sir James sie geschickt hatte.

Sie konnten an den Tatsachen nichts mehr ändern. Und auch daran nichts, daß Lupina, der Königin der Wölfe, die Flucht gelungen war.

Aber sie hatte eine Niederlage erlitten und war geschwächt worden.

Luparo oder Orapul, ihr Sohn, lebte nicht mehr.

Das ließ mich hoffen.

Hoffnungslosigkeit dagegen breitete sich aus, als ich an Bill Conolly dachte. Er war und blieb verschwunden. Nimand konnte sagen, in welcher Dimension oder Zeit er verschollen war. Zusammen mit dem Professor aus Österreich.

Ich fand Sheila in der Küche, wo sie am Tisch saß und ihr Gesicht in beide Hände gestützt hatte. Weinen mußte sie, es tat ihr gut, und ich sprach beruhigend auf sie ein.

Sheila schüttelte den Kopf. »Es geht doch um Bill allein, John. Bitte, tu etwas…!«

»Sicher…«

Sie sprang so plötzlich hoch, daß ich erschrak. »John!« sagte sie mit eindringlicher Stimme. »Hol ihn zurück! Egal woher. Und hol ihn tot oder lebendig. Wenn er wirklich tot ist, dann will ich seine Leiche beweinen. Versprichst du mir das, John?«

Ich schaute sie ernst an. »Ja, Sheila, das verspreche ich!« Dann ließ ich sie allein und ging in den Wohnraum, wo drei tote Menschen abtransportiert wurden, die einmal Werwölfe gewesen waren…

***ENDE des ersten Teils***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 260 »Ein Totenopfer für Clarissa«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 029 »Geheimbund der Vampire«

[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 028 »Das Teufelskind«